

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 7.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

1883

[1882]

Am Nordpol.

Nach dem Englischen von F. Golliverio.

(Schluß.)

XVIII.

Der Mann bot einen traurigen, schrecklichen Anblick. Seine Augen stierten, wie die eines wilden Tieres; sein Kopf war unbedeckt; das lange, graue Haar zerzaust und verwirrt; die elenden Kleider hingen in Lumpen von seinem Körper. Da stand er in der Türe, eine sprachlose Gestalt des Elends und Mangels, einem hungrigen Wolfe gleich, nach der wohlbesetzten Tafel starrend.

„Wer sind Sie?“ fragte Steventon.

„Ein dem Tode naher Mann!“ entgegnete der Angeredete mit rauher, hohler Stimme.

Langsam, nur mit großer Mühe, als ob er vor Mattigkeit zusammenbrechen müßte, kam er einige Schritte näher und fuhr fort:

„Werfen Sie mir ein paar Knochen von dem Tische zu. Geben Sie mir mein Teil mit den Hunden.“

Während er so sprach, schaute ebensoviel Wahnsinn wie Hunger aus seinen Augen. Steventon stellte sich vor Frau Crayford, so daß er sie im Fall der Not leicht beschützen konnte, und gab den am Boothause eben vorübergehenden Matrosen zugleich einen Wink.

„Gebt dem Manne etwas Brod und Fleisch,“ sagte er zu ihnen, „und bleibt bei ihm.“

Die abgekehrten Hände, die mit ihren langen Nägeln Klauen glichen, griffen gierig nach dem Dargereichten. Als er den ersten Bissen gegessen, hielt er, einen Augenblick, mit sich zu Räte gehend, inne, und brach dann das Brod und Fleisch in zwei Teile. Die eine Hälfte steckte er in einen alten Leinwand sack, den er über die Schulter gehängt trug, die andere verschlang er heißhungrig.

„Woher kommen Sie?“ fragte Steventon weiter.

„Vom Meere.“

„Schiffbruch gelitten?“

„Ja.“

Steventon wandte sich zu Frau Crayford.

„Es mag etwas Wahres an den Worten des armen, unglücklichen Menschen sein. Ich hörte von einem fremden Boote, welches dreißig bis vierzig Meilen weiter hinauf an den Strand geschleudert worden ist. Wann litten Sie Schiffbruch, guter Mann?“

Das halb verhungerte Geschöpf blickte von dem Brode auf und machte den Versuch, seine Gedanken zu sammeln und sich die Vergangenheit ins Gedächtnis zurückzurufen. Es gelang ihm aber nicht und er gab es verzweifelnd auf. Seine Sprache war eben so wild wie sein Blick, als er sagte:

„Ich weiß es nicht. Ich kann das Brausen des Meeres nicht aus den Ohren verlieren, und die flimmernden Sterne der Nacht und die brennende Sonne des Tages nicht aus dem Hirn. Wann litt ich Schiffbruch? Wann trieb ich zuerst im Boote umher? Wann nahm ich zuerst das Steuerruder in die Hand, und focht gegen Hunger und Schlaf? Wann begann das Klagen an meiner Brust und das Brennen in meinem Kopfe? Ich kann das alles nicht mehr berechnen. Ich kann das Brausen des Meeres nicht mehr aus den Ohren verlieren. Warum drängen Sie mich mit Fragen? Lassen Sie mich essen!“

Selbst in den Matrosen regte sich tiefes Mitleid für ihn, und sie erbaten sich von ihrem Offizier die Erlaubnis, ihm noch etwas zu trinken reichen zu dürfen.

„Wir haben noch ein wenig Grog bei uns in der Flasche, Herr, können wir ihm denselben geben?“

„Gewiß.“

Er griff eben so gierig nach der Flasche, wie vorher nach dem Essen, trank ein wenig daraus — hielt inne — und überlegte wieder. Er hielt die Flasche in die Höhe gegen das Licht, und nachdem er sich wohl gemerkt, wie viel sie enthielt, trank er gewissenhaft nur die Hälfte. Darauf steckte er sie in den Quersack zu dem übrigen.

„Geben Sie sich das für ein anderes mal auf?“ fragte Steventon.

„Ich hebe es auf, gleichviel wozu. Das ist mein Geheimnis.“

Dabei schaute er sich im Zimmer um, und bemerkte erst jetzt Frau Crayford.

„Eine Dame hier! Ist sie Engländerin? Ist sie jung? Lassen Sie sie mich genauer sehen.“

Er tat einige Schritte vorwärts.

„Aengstigen Sie sich nicht, Frau Crayford,“ sagte Steventon.

„Ich fürchte mich nicht,“ antwortete sie. „Anfangs stößte

er mir Zucht ein, jetzt nur Mitleid. Lassen Sie ihn mit mir reden, wenn er Lust hat."

Er sprach aber nicht, sondern stand, schweigend lange und angsterfüllt der schönen Engländerin ins Gesicht blickend.

"Nun?" fragte Steventon.

Traurig schüttelte er den Kopf und trat mit einem schweren Seufzer wieder zurück.

"Nein," sprach er zu sich selbst, "das ist nicht ihr Gesicht. Nein! Noch nicht gesunden!"

Frau Crayfords Interesse war im höchsten Grade erregt und sie wagte es, ihn anzureden.

"Wen möchten Sie denn finden? Ihre Gattin?"

Wieder schüttelte er den Kopf.

"Wen denn? Wie sieht sie aus?"

Seine rauhe, hohle Stimme milderte sich nach und nach in sorgenvollen, weichen Klang:

"Jung," sagte er, "mit traurigem, schönem Gesicht, guten, zärtlich blickenden Augen und weicher, klarer Stimme. Jung und lieblich und barmherzig. Ihr Gesicht lebt in meinem Inneren, obgleich sonst alles darin erstorben ist. Ich muß wandern, wandern, wandern — ohne Rast, ohne Ruhe, ohne Heimat — bis ich sie finde. Ueber Eis, über Schnee, über Wasser, über Land, Tag und Nacht, wandern, wandern, wandern, bis ich sie finde."

Er winkte mit der Hand zum Abschied und wandte sich traurig zum Gehen.

Im selben Moment öffnete Crayford die Hostüre.

"Ich glaube, es ist besser, wenn du zu Clara gehst," begann er, und hielt zurück, als er den Fremden bemerkte. "Wer ist das?"

Als der Schiffbrüchige eine neue Stimme vernahm, blickte er noch einmal über die Schulter zurück.

Betroffen von dem Anblick, trat Crayford einen Schritt näher.

"Es ist ein armer Wahnsinniger, Wilhelm," flüsterte Lucie ihrem Manne zu, als er an ihr vorüberstreifte. "Er hat Schiffsbruch gelitten und kam halb verhungert hier her."

"Wahnsinnig?" — wiederholte Crayford, ihm näher und näher tretend. "Habe ich noch meine fünf Sinne?" Und plötzlich sprang er auf den Mann los, packte ihn an der Kehle und schrie zitternd vor Wut und Aufregung: "Richard Wardour, er lebt, er lebt, um über Franz Rechenschaft abzulegen!"

Der Ergriffene wollte sich losreißen, Crayford aber hielt ihn fest.

"Wo ist Franz? Du Bösewicht, wo ist Franz?"

Der Mann widersetzte nicht länger und wiederholte wie geistesabwesend:

"Bösewicht? und wo ist Franz?"

Als der Name seinen Lippen entfuhr, stürzte Clara durch die offene Hostüre ins Zimmer.

"Ich hörte Richards Name," rief sie, "ich hörte Franz' Name, was hat das zu bedeuten?"

Beim Klange ihrer Stimme erneute der Ausgestoßene seine Bemühungen, sich zu befreien und dieser plötzlichen Kraft des Wahnsinns widerstand Crayford nicht zu widerstehen. Noch bevor die Matrosen ihrem Offizier zu Hülfe eilen konnten, hatte er sich losgerissen. Auf halbem Wege traf er auf Clara, und beide standen sich Auge in Auge gegenüber. Ein neues Licht flammte im Blicke des armen Teufels auf, ein Ruf des Erbarmens entrang sich seinen Lippen. Er streckte eine Hand wild in die Höhe und schrie: "Gesunden!" Dann stürzte er hinaus ins Freie, bevor einer der Anwesenden ihn aufhalten konnte.

Frau Crayford schlang den Arm um Clara, um sie aufrecht zu halten. Diese hatte sich nicht gerührt, keinen Ton von sich gegeben. Wardours Anblick hatte sie zu Stein verwandelt.

Minuten verstrichen. Plötzlich ertönte ein freudiger Ruf von den Matrosen am Strande dicht von der Stelle, wo die Fischerboote heraus gezogen wurden. Alle schwenkten die Mützen. Auch die umstehenden Passagiere ließen sich von der Begeisterung anstecken und stimmten in den allgemeinen Ruf mit ein. Einen Augenblick darauf erschien Richard Wardour wieder in der Türe, einen Mann in den Armen haltend. Atemlos vor Anstrengung

wankte er zu der Stelle, auf welcher Clara, von Frau Crayfords Armen gestützt, stand.

"Gerettet, Clara, gerettet für dich."

Damit ließ er den Mann los, und legte ihn in Claras Arme. Franz! schwach und fußkrank — aber lebend — gerettet, gerettet für sie. "Nun Clara!" rief Frau Crayford, "wer von uns hatte recht? Ich, die an ein gütiges Geschick, oder du, die an einen Traum glaubte?"

Sie antwortete nicht; in sprachloser Seligkeit umklammerte sie Franz. Sie schaute nicht auf den Mann, der ihn gehütet hatte, sie vergaß ihn in der ersten unsagbaren Freude, daß sie Franz lebend ans Herz drückte. Schritt für Schritt, langsamer und langsamer zog sich Richard Wardour, die zwei sich selbst überlassend, zurück.

"Nun kann ich rasten," sprach er schwach. "Endlich kann ich schlafen gehen. Die Aufgabe ist erfüllt, der Kampf vorüber."

Den letzten Rest seiner Kraft hatte er Franz geopfert. Er blieb stehen, wankte, die Hände suchten unsicher nach einem Halt. Ohne den Arm eines treuen Freundes wäre er gefallen. Crayford hielt seinen alten Kameraden auf und legte ihn sanft auf die in einem Winkel liegenden Segel. Wardours müdes Haupt lehnte er an seine Freundesbrust. Tränen rollten ihm die Wange herab.

"Richard! Teurer Richard!" sagte er. "Komm zu dir und vergieb mir."

Richard sah und hörte ihn nicht. Seine matten Augen blickten zu Clara und Franz hinüber und seine Lippen murmelten:

"Ich habe sie glücklich gemacht! Jetzt kann ich mein müdes Haupt in den Schoß der Mutter Erde legen, die zuletzt doch all ihre Kinder zur Ruhe bringt. Höre auf zu schlagen, Herz, ruhe aus von allen Qualen! Ach, sieh hin," sagte er zu Crayford mit ausbrechendem Kummer. "Mich haben sie ganz vergessen."

Es war die Wahrheit. Alle hatten nur Augen für die zwei Liebenden. Franz war jung, schön und beliebt. Offiziere, Passagiere und Matrosen, alle drängten sich um Franz. Sie alle vergaßen den, der sich für ihn geopfert hatte, den, der sterbend in Crayfords Armen lag.

Crayford versuchte noch einmal, Wardours Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und sich ihm kenntlich zu machen, so lange noch Zeit dazu war.

"Richard! Sprich zu mir! Sprich zu deinem alten Freunde!" Wardour blickte um sich und wiederholte mechanisch Crayfords letztes Wort.

"Freund? Meine Augen sind trübe, Freund, mein Geist unmaachtet. Ich habe alle Erinnerungen verloren nur die Erinnerung an sie nicht. Alle Gedanken sind tot, tot, nur der eine nicht! Und doch schaust du mich so freundlich an! Warum ist mir dein Gesicht mit all den anderen entschwunden?"

Er schwieg. Seine Züge nahmen einen anderen Ausdruck an, seine Gedanken schweiften von der Gegenwart in die Vergangenheit zurück. Er schaute Crayford an, während entsetzliche Erinnerungen in ihm aufstiegen, wie die Schatten bei einbrechender Nacht.

"Höre, Freund," flüsterte er. "Sage es Franz nie wieder. Es gab eine Zeit, in der der böse Geist in mir nach seinem Leben lechzte. Ich hielt die Hand am Boote. Ich hörte die Stimme des Versuchers zu mir sprechen: Stoß es hinab ins Wasser und laß ihn sterben. Ich wartete, die Hand am Boote, das Auge auf die Stelle geheftet, wo er lag und schlief."

"Verlaß ihn! Verlaß ihn!" flüsterte die Stimme. "Liebe ihn!" antwortete des Knaben Stimme, im Schlafe murmelnd. "Liebe ihn, Clara, für all das Gute, was er mir tut! Ich hörte den Morgenwind durch die Stille der weiten Dede daher wehen. Fern und nah hörte ich das Krachen des treibenden Eises; treibend, treibend auf dem klaren Wasser, in der balsamischen Luft. Und die böse Stimme trieb mit ihm davon, weg, weg, weg für immer! Liebe ihn! Liebe ihn, Clara, für all das Gute, was er mir tut. Das konnte kein Wind fort-treiben! Liebe ihn, Clara! —"

Die Stimme versagte ihm; sein Kopf sank an Crayfords Brust. Franz sah es. Gewaltiam hob er sich auf seine blutenden Füße und zerteilte den Freundeskreis, der ihn umringte. Er hatte den Mann nicht vergessen, der ihn errettet hatte.

„Laßt mich zu ihm!“ rief er. „Ich will, ich muß zu ihm! Clara, komm mit mir.“

Clara und Stebenton nahmen ihn zwischen sich und führten ihn hin. An Wardours Seite sank er auf die Kniee nieder und legte seine Hand auf des Sterbenden Brust.

„Richard!“

Die brechenden Augen öffneten sich wieder; die ersterbende Stimme sagte noch einmal matt:

„Ach, armer Franz, ich vergaß dich nicht, als ich hierher betteln kam. Ich dachte an dich, als du draußen im Schatten der Boote lagst. Ich hob dir dein Teil Essen und Trinken auf! Jetzt bin ich zu schwach, es dir zu reichen! Nur ein wenig Ruhe, Franz! Bald bin ich wieder kräftig genug, dich hinunter in das Schiff zu tragen!“

Das Ende war nahe. Ehrfürchtig entblähten die Männer das Haupt im Angesicht des Todes. Mit der Herzensangst der Verzweiflung flehte Franz zu den umstehenden Freunden.

„Um Gottes willen, schafft etwas herbei, was ihn stärkt! Mein Gott, mein Gott, ohne ihn wäre ich niemals hierher gekommen! Er hat all seine Kraft meiner Schwäche geopfert, und nun seht, wie stark ich bin und wie schwach er da liegt. Clara, durch seinen Arm hielt ich mich über Eis und Schnee. Er wachte über mir, als ich besinnungslos im offenen Rahne lag. Seine Hand zog mich aus den Wogen, als wir Schiffbruch litten. Sprich zu ihm, Clara, sprich zu ihm!“ Die Stimme versagte ihm, und sein Kopf sank auf Wardours Brust.

„Sie gehorchte, und sprach so gut es ihr die verhaltenen Tränen erlaubten:

„Richard, hast du mich vergessen?“

Bei dem Klang der geliebten Stimme raffte er sich noch einmal auf und blickte zu ihr, die neben ihm nieder gekniet war, auf.

„Dich vergessen?“ Dabei hob er mit großer Anstrengung die Hand und legte sie auf Franz. „Hätte ich Kraft genug gehabt, ihn zu retten, wenn ich dich hätte vergessen können?“ Einen Augenblick schwieg er, dann sagte er, das Gesicht zu Crayford gewandt: „Halt. Hier war jemand, der mit mir sprach.“ Ein schwacher Schein des Erkennens leuchtete aus seinem Auge. „Ach, Crayford! Jetzt erinnere ich mich. Teurer Crayford! Komm näher! Mein Geist wird klarer, aber meine Augen werden schwächer. Wirst du meiner freundlich gedenken, Franz' wegen? Armer Franz! Warum verbirgt er das Gesicht? Weint er? Näher, Clara — ich möchte meinen letzten Blick auf dich richten. Meine Schwester, Clara! Küsse mich, Schwester, küsse mich, bevor ich sterbe!“

Sie beugte sich über ihn und küßte ihn auf die Stirne. Ein schwaches Lächeln umspielte seine Lippen. Es verschwand wieder, und die Ruhe des Todes breitete sich über seine Züge.

„Unser ist der Verlust, seiner der Gewinn,“ tönte Crayfords Stimme mild durch die Stille. „Er hat den größten Sieg errungen, den Sieg über sich selbst. Und er starb angesichts dieses Sieges. Keiner unter uns hier wird weiter leben, ohne ihn um seinen herrlichen Tod zu beneiden.“

Ein ferner Flintenschuß tönte von dem Schiffe herüber und gab das Zeichen zur Rückkehr nach England — nach der Heimat.

Weihnachten.

(Illustration Seite 169.)

O Kinderzeit! ein holdes Wunder führe
Dich uns zurück! — Ach, nimmer kann es sein
Wie einst, da durch die angelehnte Türe
Geheimnisvoll uns grüßte Kerzenschein:
Da durch den Spalt der Luft und leis Geknister
Von angefengten Fichtennadeln zog
Und jedes Glied am Leibe der Geschwister
Im frohen Fieber der Erwartung flog.

Bleich vor Erregung, Wang' an Wange lehrend
Und Hand in Hand, so stand das kleine Paar,
Herbei den Augenblick, den großen, sehnend,
Der ihrer Nächte Traum seit lange war.
Und als des Wartens stumme Pein geendet,
Wie stürmten sie ins Zimmer dann mit Macht
Und standen doch, verwirrt, betäubt, geblendet
Vor all der goldnen, ungeahnten Pracht!

Sie boten dann die anmutreichste Gruppe,
Der eignen Anmut kindlich unbewußt.
Das kleine Mädchen herzt die neue Puppe
In dunkler Ahnung künftiger Mutterlust.
Das Herz des Knaben hängt an andren Sachen;
Er schließt die wärmste Kameradschaft schnell —
Was hat er doch für ein Gesicht zum Lachen,
Der drollig-häßliche Polichinell!

Und wie die Kerzen mählich niederbrennen,
So sinken mählich auch die Augen zu,
Und dann — wie könnte man sich wieder trennen? —
Geht mit den neuen Freunden man zur Ruh.
Nach all dem Jubel friedlich-tiefes Schweigen —
Der Nadeln feiner Duft erfüllt den Raum
Und liebe Bilder mögen wohl sich zeigen
Den Schlummernden — sie lächeln noch im Traum!

Ach, unser Blick muß sich bekommen senten
Vor Kinderwonne und vor Kinderfinn.
Im rauhen Leben sind sie, eh' wir's denken,
Auf immerdar verloren und dahin.
Kein Paradies, kein Himmel steht uns offen,
Von jeder Freude wird uns nur ein Stück —
Nur bei den Kindern ist ein reines Hoffen,
Nur bei den Kindern ist ein volles Glück!

Wem oft und oft — der Menschen Los auf Erden! —
Die bitterste Enttäuschung widerfuhr,
Der muß zuletzt des Hoffens müde werden,
Der hat ein halbes, laues Hoffen nur.
Und jene wieder, die Erfüllung fanden,
Nach langer Mühe, Kummer und Gefahr,
Sie haben traurig lächelnd sich gestanden,
Daß schöner doch die arme Hoffnung war.

Doch fort mit schmerzlich klagenden Geberden,
Wie auch das Schicksal sei, daß ihr gelöst!
Wir können nicht wie Kinder wieder werden,
Doch gibts auch dafür einen lieben Trost.
In eines Kindes glodenhellem Lachen
Ist die Veröhnung mit der Welt erreicht —
Ihr müßt nur Kinder herzlich glücklich machen,
Und Kinder glücklich machen ist so leicht.

Rudolf Lavant.

Häckels Vortrag über „Die Naturschauung von Darwin, Goethe und Lamarck.“

Gehalten auf der 55. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Eisenach am 18. September 1882*).

Unerschütterlich fest steht der beispiellose Erfolg, den Darwin mit seiner Reform der Wissenschaft in dem kurzen Zeitraum von dreißig Jahren errungen hat. Niemals, so lange menschliche Wissenschaft besteht, hat eine neue Theorie so tief in das Getriebe des Erkenntniswertes im allgemeinen, wie in die wertvollsten persönlichen Ueberzeugungen der einzelnen Forscher eingegriffen; niemals einen so heftigen Widerstand hervorgerufen und niemals diesen in so kurzer Zeit völlig überwunden. Die Betrachtung dieser erstaunlichen Umwälzung der gesamten Naturschauung und Weltauffassung wird ein interessantes Kapitel in der künftigen Geschichte der Entwicklungslehre werden. Als ich 1863, vier Jahre nach der Veröffentlichung von Darwins bahnbrechendem Hauptwerke, dasselbe zum erstenmale auf der Naturforscherversammlung zu Stettin zur Sprache brachte, war die große Mehrzahl der Ansicht, man dürfe solche „naturphilosophische Phantasien“ eigentlich nicht ernsthaft diskutieren. Ein angesehenes Zoologe erklärte die ganze Theorie für den „harmlosen Traum eines Nachmittagschläfers“, während ein anderer sie mit dem Tischrücken und dem Od verglich. Ein berühmter Botaniker versicherte, daß keine einzige Tatsache zu Gunsten dieser „haltlosen Hypothese“ spreche; daß sie vielmehr mit allen Erfahrungen in Widerspruch stehe; und ein namhafter Geologe meinte, daß auf diesen vorübergehenden Schwindel bald die unausbleibliche Ernüchterung folgen werde. Ein bekannter Physiologe nannte später die ganze Stammesgeschichte einen Roman, und ein Anatom prophezeite, daß nach wenigen Jahren kein Mensch mehr davon sprechen werde. In dickleibigen Werken und in zahllosen Abhandlungen wurde der Nachweis geführt, daß Darwins Theorie vom Anfang bis zu Ende falsch sei, unbewiesen durch Tatsachen, trügerisch in ihren Schlüssen, verderblich in ihren Folgerungen. Ja selbst noch vor fünf Jahren, als ich auf der Naturforscherversammlung zu München (1877) „die heutige Entwicklungslehre im Verhältnis zur Gesamtwissenschaft“ beleuchtete, stieß ich auf den entschiedensten Widerspruch eines unserer berühmtesten Naturforscher; und dieser gipfelte in der Forderung, den Darwinismus als „unbewiesene Hypothese“ vom Unterricht auszuschließen.

Und was ist heute von all' diesen Verdammungsurteilen unserer zahlreichen Gegner übriggeblieben? Nichts! Gerade die Zahl und Wucht ihrer vielseitigen Angriffe hat uns zum entschiedensten Siege geführt. Denn je mehr die unerschütterliche Feste der neuen Naturforschung von allen Seiten angegriffen und mit den verschiedensten Waffen bekämpft wurde, destomehr ließen ihre unerschrockenen Verteidiger es sich angelegen sein, die einzelnen Lücken ihrer geschlossenen Ringmauer auszufüllen. Es genügt, einen Blick in die zahlreichen Zeitschriften und die wichtigsten Werke derjenigen Fächer zu werfen, die zunächst und am meisten von Darwins Lehre berührt werden: Zoologie und Botanik, Morphologie und Physiologie, Ontogenie und Paläontologie. Da erscheint fast keine bedeutendere Arbeit mehr, die nicht von der Idee der natürlichen Entwicklung durchdrungen ist. Fast alle Untersuchungen — mit verschwindend wenigen und unbedeutenden Ausnahmen — gehen von diesem Grundgedanken Darwins aus; fast alle nehmen mit ihm an, daß die Formverwandtschaft der verschiedenen Tier- und Pflanzenarten auf ihrer wahren Blutsverwandtschaft beruht, und daß gemeinsame Abstammung einerseits, allmähliche Umbildung andererseits uns die verwickelten Beziehungen der Organismenwelt erklärt.

Aber auch der eigentliche Darwinismus im engeren Sinne, die Selektionstheorie, hat trotz allen Angriffen ihre Geltung behalten; denn sie deckt uns erst die physiologischen Ursachen auf, durch welche der Kampf ums Dasein jene Umbildung oder Trans-

formation mechanisch bewirkt. Wenn auch keineswegs die natürliche Züchtung die einzige Triebkraft im Transformismus ist, so bleibt sie doch bis jetzt der wichtigste Hebel desselben. Indem Darwin sie an der Hand der künstlichen Züchtung entdeckte, löste er eins der größten biologischen Rätsel. Denn die Lehre von der „natürlichen Zuchtwahl durch den Kampf ums Dasein“ ist nichts Geringeres, als die endgültige Beantwortung des großen Problems: „Wie können zweckmäßig eingerichtete Formen der Organisation ohne Hilfe einer zweckmäßig wirkenden Ursache entstehen?“ Wie kann ein planvolles Gebäude sich selbst aufbauen ohne Bauplan und ohne Baumeister? Eine Frage, welche selbst unser größter kritischer Philosoph, Kant, noch vor hundert Jahren für unlösbar erklärt hatte.

Auf keinem Gebiete der Naturwissenschaft traten aber die großartigen Erfolge Darwins klarer zu Tage, als auf demjenigen, in dem unsere eigenen Untersuchungen sich bewegen, auf dem weiten Gebiete der Morphologie, der vergleichenden Anatomie und Entwicklungsgeschichte. Denn in der Morphologie, die auch Goethes besonderer Liebling war, hängt gerade alle tiefere Erkenntnis von der Anerkennung der Abstammungslehre ab; und gerade hier sind mit ihrer Hilfe in kürzester Zeit die glänzenden Resultate erzielt. Die Stammbäume der einzelnen Formengruppen, die anfangs kaum als heuristische Hypothesen sich ans Licht wagen durften, sind jetzt für viele Organismengruppen schon vollständig anerkannt. Um nur einige Beispiele anzuführen, so zweifelt kein einziger urteilsfähiger Zoologe mehr an der Abstammung der Pferde von tapirartigen Paläotherien, der Wiederkauer von schweineartigen Anaploterien, der Vögel von eidechsenartigen Reptilien. Kein einziger bezweifelt mehr, daß alle höheren, lustatmenden Wirbeltiere aus niederen Kiemenatmenden Fischen entstanden sind. Aber selbst die wichtigste und bestrittenste von allen Deszendenz-Hypothesen, die Abstammung des Menschen von affenartigen Säugetieren, hat in den letzten Jahren auf Grund gereifter Erkenntnis so sehr die allgemeine Anerkennung der kompetenten Fachgenossen gefunden, daß sie von der großen Mehrzahl für ebenso wohl begründet gehalten wird, wie die vorher angeführten phylogenetischen Hypothesen.

Wenn man die ungeheure Masse von Tatsachen überblickt, welche Darwin in seinen Werken mit ebensoviel Vorsicht als Kühnheit zur Stütze seiner Ideen verknüpft hat; wenn man die zahllosen Beobachtungen und Versuche anschaut, die er selbst zu deren Begründung angestellt hat, so erstaunt man über die Kraft des Riesengeistes, der eine solche Fülle von Wissen und Können, von empirischen Kenntnissen und philosophischen Erkenntnissen in dem winzigen Spielraum eines einzigen Menschenlebens zusammengedrängt hat. Unwillkürlich fragt man, welche seltene Konstellation von glücklichen Verhältnissen eine solche außerordentliche Leistung und einen entsprechenden Erfolg überhaupt möglich gemacht habe?

Da ist denn allerdings zuzugestehen, daß sich bei Darwin Verdienst und Glück gleichmäßig verketteten, und daß eine seltene Gunst des Schicksals ihm die volle Durchführung seiner großen Lebensaufgabe ermöglichte. Frei von den Sorgen und Plagen des alltäglichen Lebens, im sicheren Genuße einer behaglichen Häuslichkeit und glücklichen Familienlebens, ungestört durch Berufsgeschäfte und Amtspflichten, konnte er sich ein halbes Jahrhundert hindurch ganz seinen Lieblingsstudien hingeben. Wenn ihn die Forderung auf seinem stillen Landstize von dem lauten Marktgetriebe der Wissenschaft abschloß, das in großen Städten die besten Kräfte verzehrt, so gewann er dadurch andererseits um so mehr für die innere Sammlung und Harmonie seiner reichen Gedankenwelt. Nichts ist nach unserer Ansicht der tieferen und ernsteren wissenschaftlichen Arbeit so schädlich, wie das Schulgeänk unserer großen Universitäten und das Parteitreiben

*) Wir geben den hochbedeutsamen Vortrag in einem alles Wesentliche enthaltenden Auszuge und mit Häckels eigenen Worten.



Der Weihnachtsmorgen. (Siehe Gedicht Seite 167.)

der wissenschaftlichen Akademien. Von diesem ebenso wie von allen Ehrenämtern und sonstigen störenden Einflüssen des äußeren Lebens hat sich Darwin zeitlebens ferngehalten, und er tat weise daran!

Wenn so der große Forscher seinen beispiellosen Erfolg in erster Linie sich selbst und seinen edlen Gaben verdankt, so ist andererseits doch auch zu berücksichtigen, daß ihm die Gunst der wissenschaftlichen Zeitverhältnisse in hohem Maße fördernd entgegen kam. Seit dem Scheitern der älteren Naturphilosophie im Anfang unseres Jahrhunderts, seitdem Goethe und Kant in Deutschland, Lamarck und Geoffroy in Frankreich vergeblich auf die natürliche Entwicklung der organischen Welt hingewiesen hatten, gelangte allenthalben eine strengempirische Richtung in der Biologie zur Geltung. Diese suchte ihre Aufgabe in der genauen Erforschung aller einzelnen Formen und Erscheinungen des Tier- und Pflanzenlebens, während sie auf die einheitliche Erklärung des Ganzen und insbesondere auf die Beantwortung des Schöpfungsproblems verzichtete. Die Begründung der Keimesgeschichte durch Baer, der vergleichenden Anatomie und Paläontologie durch Cuvier, die Reform der Physiologie durch Johannes Müller, die Aufstellung der Zellentheorie und Gewebelehre durch Schleiden und Schwann hatten großartige neue Schachte der Naturforschung geöffnet, aus deren Tiefen das Gold der Tatsachen in überraschender Fülle durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiter zu Tage gefördert wurde. In dem kurzen Zeitraum eines halben Jahrhunderts entstand eine ganze Reihe von neuen Wissenschaften.

Je mehr sich aber von Jahr zu Jahr die Zahl der neuen Entdeckungen häufte, je gewaltiger die Literatur anschwellte, desto verworrener wurde das Chaos der allgemeinen Naturanschauung und desto mehr machte sich bei denkenden Forschern das Bedürfnis geltend, über die erstickende Fülle der Einzelerfahrungen hinaus zu einheitlichen allgemeinen Gesichtspunkten und zur Erkenntnis der wahren Ursachen zu gelangen. Diesem Bedürfnis nun kam die neue Entwicklungslehre willkommen entgegen. Zwar hatte schon 1809, im Geburtsjahre Darwins, Lamarck ganz klar gezeigt, daß die Ähnlichkeit der organisierten Formen durch ihre gemeinsame Abstammung, ihre Verschiedenheit hingegen durch ihre Anpassung an die Existenzbedingungen zu erklären sei. Allein es fehlte ihm noch die Erkenntnis der bewirkenden Ursachen, welche Darwin erst fünfzig Jahre später in seiner Selektionstheorie enthüllte.

Es widerspricht daher vollkommen den historischen Tatsachen und zeigt von gründlicher Unbekanntschaft mit der Geschichte der Biologie, wenn noch jetzt einzelne Gegner des Darwinismus ihn für eine vage Hypothese erklären, für welche erst noch die Beweise zu suchen seien. In Wirklichkeit verhält es sich gerade umgekehrt. Die tatsächlichen Beweise für die gemeinsame Abstammung der mannigfaltigen Lebensformen waren längst vorhanden, ehe dieselbe durch Darwin zu einer klaren wissenschaftlichen Theorie formuliert wurde. Sogar zahlreiche physiologische Experimente waren schon lange vorher zu ihren Gunsten ausgeführt. Denn die gesammelten Resultate unserer Gartenkunst und Tierzucht, die Masse von neuen Lebensformen, welche der Kulturmensch künstlich für seinen Nutzen und Gebrauch hervorgebracht, sind ebensoviele experimentelle Beweise für die Selektionstheorie. Und was den „Kampf ums Dasein“ betrifft, das wesentlichste Element des Darwinismus, so braucht man dafür doch wahrlich keine besonderen Beweise; denn die ganze Geschichte der Menschheit ist nichts anderes!

Unsere ganze Wissenschaft von der lebendigen Natur, die wir mit einem Worte Biologie nennen, war demnach für die Aufnahme der befruchtenden Ideen Darwins vollkommen vorbereitet, und hieraus erklärt sich zum großen Teil ihre außerordentliche Wirkung, während die ähnlichen Theorien seiner Vorgänger verfrüht waren und wirkungslos verhallten.

Nicht weniger als fünfundsiebenzig Jahrhunderte, bis in die graue Vorzeit des klassischen Altertums, haben wir zurückzugehen, um die ersten Keime einer Naturphilosophie zu finden, welche mit klarem Bewußtsein Darwins Ziel verfolgte: natür-

liche Ursachen für die Erscheinungen der Natur nachzuweisen und dadurch den Glauben an übernatürliche Kausalität, den Glauben an Wunder zu verdrängen. Die Gründer der griechischen Naturphilosophie im siebenten und sechsten Jahrhundert vor Christus waren es, die zuerst diesen wahren Grundstein der Erkenntnis legten und einen natürlichen gemeinsamen Urgrund aller Dinge zu erkennen suchten. Dieses bewußte Streben nach absoluter Kausalität, nach einheitlicher Erkenntnis einer gemeinsamen Weltursache erscheint um so bewunderungswürdiger, als von eigentlicher empirischer Naturforschung damals noch keine Rede war.

Vielleicht der bedeutendste unter diesen ionischen Naturphilosophen war Anaximander. Er nimmt an, daß aus dem unendlichen Stoff durch ewige Kreisbewegung, als Verdichtung der Luft, zahllose Weltkörper entstanden seien, und daß auch die Erde, als einer dieser Weltkörper, aus einem ursprünglich flüssigen und später luftförmigen Zustande hervorgegangen sei. Er antizipierte also den heute noch gültigen Grundgedanken über natürliche Weltentwicklung, welchen erst 2400 Jahre später, 1755, Immanuel Kant in seiner „allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ zur allgemeinen Geltung brachte. Wie Anaximander hier im kosmologischen Gebiete als Vorläufer von Kant und Laplace erscheint, so tritt er gleichzeitig auch im biologischen Gebiete als Prophet von Lamarck und Darwin auf. Denn die ältesten lebenden Wesen unseres Erdballs sind nach ihm durch die Wirkung der Sonne im Wasser entstanden; aus diesen haben sich erst später die landbewohnenden Pflanzen und Tiere entwickelt, die das Wasser verließen und sich dem Leben auf dem trocknen Lande anpaßten; auch der Mensch selbst hat sich allmählich erst aus tierischen Organismen entwickelt und zwar aus fischartigen Wassertieren.

Finden wir hier schon einige der wichtigsten Grundgedanken unserer heutigen Entwicklungslehre überraschend klar ausgesprochen, so tritt uns diese als Ganzes noch deutlicher ein Jahrhundert später bei Heraklit aus Ephesus entgegen. Er stellt zuerst den Satz auf, daß ein großer, ununterbrochener Entwicklungsprozeß das ganze Weltall beherrsche; daß alle Formen in ewigem Flusse begriffen und der Kampf „der Vater aller Dinge“ sei. Da nirgends in der Welt absolute Ruhe sich findet, da aller Stillstand nur scheinbar ist, so muß ein ewiger Wechsel des Stoffes, eine beständige Veränderung der Form überall angenommen werden. Das ist aber nur dadurch möglich, daß eine Form die andere verdrängt und das Neue gewaltsam an die Stelle des Alten tritt: der allgemeine „Kampf ums Dasein“.

War hier bereits von Heraklit die ewige Bewegung im Kampfe aller Dinge als das treibende Grundprinzip der Welt aufgestellt, so fand diese Naturanschauung eine weit tiefere Begründung wenig später bei Empedokles von Agrigent in Sizilien. Auch er nimmt einen ununterbrochenen Wechsel der Erscheinungen an, findet aber die allgemeine Grundursache des ewigen allgemeinen Kampfes in den beiden widerstreitenden Prinzipien des Hasses und der Liebe; — oder, wie unsere heutige Physik sagt, der Anziehung und Abstoßung der Teile. Wie durch die Liebe die Mischung der Körper, so wird durch Haß deren Trennung bewirkt. Wenn wir heute Anziehung und Abstoßung der Atome als letzte Gründe aller Erscheinungen betrachten, so finden wir diese Grundvorstellung unserer heutigen Atomistik hier schon antizipiert. Noch merkwürdiger aber ist es, daß Empedokles auch die zweckmäßige Form der Organismen durch zufälliges Zusammentreffen der widerstreitenden Kräfte, also zwecklos entstehen läßt. Aus diesem großen Kampfe sind die jetzt existierenden Lebensformen deshalb siegreich hervorgegangen, weil sie für denselben am zweckmäßigsten eingerichtet und demnach am lebensfähigsten waren. Hier ist nicht allein der Grundgedanke von Darwins Selektionstheorie vorweggenommen, sondern auch die Lösung des großen Rätsels angedeutet, dessen Beantwortung wir dem letzteren zum höchsten philosophischen Verdienste anrechnen; des Rätsels: „Wie können die zweckmäßig eingerichteten Formen der Organismen rein mechanisch, ohne Mitwirkung einer zwecktätigen Endursache entstehen?“

Kammerer die Freiheit zuzusehen, wie die Frucht seines Fleißes und seines Nachdenkens von fremden Leuten geerntet wurde. Niemand erkannte sein Recht an, und als er selbst in die Lage kam, fabriziren zu dürfen, hatte er keinen Erfolg, denn jedermann konnte konkurriren, die Art der Fabrikation war längst ein öffentliches Geheimnis. Joh. Fried. Kammerer, der durch seine Erfindung zu den Wohltätern der Menschheit zählt, starb 1857 in seiner Vaterstadt Ludwigsburg — im Irrenhause!

Was nun die Fabrikation dieser kleinen Stäbchen aus Holz, welche mit dem einen Ende in geschmolzenen Schwefel, Paraffin oder Stearinsäure und dann in eine Zündmasse getaucht werden, und sich nach dem Trocknen auf jeder rauhen Fläche oder auf einer Zündfläche von bestimmter chemischer Zusammensetzung entzünden, betrifft, so sei zuvor erwähnt, daß dieselbe durch sinnreich konstruirte Maschinen in jüngerer Zeit sehr vereinfacht ist. — Von den verschiedenen Holzarten nimmt man meist Tannen-, Fichten-, Espen-, seltener Kiefernholz (also weiches Holz), welches in Würfel geschnitten und dann in Stäbchen gespalten wird. Dies geschah früher mit der Hand, wird aber jetzt mittels eines eigentümlichen Hobels besorgt. Das passend gesformte Eisen des Hobels enthält Löcher, deren vordere Ränder zugespitzt sind, und liefert daher, wenn man es gegen eine glatte Holzfläche führt, so viele runde Holzstäbchen, „Holzdrat“ genannt, als das Eisen Löcher enthält. Auf einer andern Maschine werden die Stäbchen der Länge nach zerschnitten. Da aber die Erzeugung der regelmäßigen runden Hölzchen mit einem enormen Holzaufwand verknüpft ist, so kann eine Fabrik nur bei sehr billigem Rohmaterial konkurriren. In Schweden zerschneidet man die Stämme in Klöße von 35—40 Centimeter Länge, entrindet diese und verwandelt sie, nachdem man sie längere Zeit in Wasser gelegt, um das Holz geschmeidiger und biegsamer zu machen, auf einer drehbantenartigen Maschine, auf welcher sie zwischen zwei Spizen eingespannt und in Drehung versetzt werden, durch ein seiner ganzen Länge nach angreifendes Messer in ein spiralförmig sich abwickelndes Band von der Stärke eines Zündhölzchen, während acht kleine Messer das Band in Streifen zerschneiden, deren Breite der Länge der Zündhölzchen entspricht. Die Streifen werden endlich in Bündeln zu je 50 auf einer Maschine, die mit einer Häckelmaschine Aehnlichkeit hat, zu Hölzchen zerschnitten. Eine solche Maschine liefert in einer Stunde eine million Streichholzstäbchen. Vielfach hat man angefangen, in holzreichen Gegenden, wie im Bayerischen, Böhmischem und Thüringer Wald, in Schweden und Norwegen, Holzdrat zu hobeln, und gibt die fertigen Hölzchen an die Zündholzfabriken ab.

Um die Hölzchen mit Schwefel und Zündmasse zu versehen, werden sie auf schmale fußlange Brettchen, welche mit entsprechenden Ninnen versehen sind, gelegt und derartige auf der Unterseite mit Planell bekleidete Brettchen zu einem Stapel aufgeschichtet, den man durch Schrauben zusammenhält. Durch diese Vorrichtung sind alle Hölzchen in gleicher Höhe und hinreichender Entfernung von einander befestigt. Mit einer Maschine, welche dies Hölzchenstecken mechanisch ausführt, steckt ein Knabe in 10 Stunden 5—600 000 Stück. — Nun folgt das Ueberziehen des einen Endes der Hölzchen mit Schwefel oder Paraffin. Zu erstem Zwecke schmilzt man den Schwefel in einem flachen, genau horizontal stehenden Kasten, so daß er eine Schicht von 1 Centimeter Höhe bildet, taucht die Rahmen mit den eingespannten Hölzchen ein und schleudert den überflüssig anhängenden Schwefel in den Kasten zurück. Sollen die Hölzchen mit Paraffin oder Stearin getränkt werden, so trocknet man sie scharf und taucht sie so lange in die stark erhitzte Fettmasse, bis diese in das Holz eingedrungen ist.

Die Zündmasse besteht aus einem Bindemittel, Dextrin, Senegalgummi, seltener Leim, welches zu einem dünnen Sirup aufgelöst, dann mit dem Phosphor bei etwa 50 Grad innig verrieben und zuletzt mit den übrigen Bestandteilen gemischt wird. Als Zusätze zur Zündmasse sind benutzt worden: Mennige, Salpeter, Braunstein, Kreide, Englischnot, Kienuß, Terpentin, Bimsstein, Schwefelisen, Bleisuperoxyd, Bleinitrat etc. Als

bester Zusatz gilt ein Gemisch von Bleisuperoxyd und Bleinitrat, welches durch Uebergießen von Mennige mit Salpetersäure und Eintrocknen erhalten wird. — Die Zusammensetzung der Zündmasse wird von den Fabriken geheim gehalten; beispielsweise enthält eine solche 6 Kilogramm Dextrin, 2 Kilogramm 90 Gramm Phosphor, 30 Kilogramm des Gemisches aus Bleisuperoxyd mit Bleinitrat.

Aufgetragen wird die Zündmasse in derselben Weise wie der Schwefel, nur befindet sie sich in dünnerer Schicht gleichmäßig aufgetragen auf einer horizontal liegenden Steinplatte. Die betupften Hölzchen werden in geheizten Kammern in solche Lage getrocknet, daß die Zündmasse am Ende derselben die Gestalt eines Tröpfchen annimmt.

Die „geruchlosen“ Zündhölzchen werden nach dem Trocknen noch mit gefärbten Harzlösungen überzogen; auch taucht man sie wohl in dünne Gummilösung und setzt sie dann der Einwirkung von Schwefelwasserstoffgas aus, um einen metallisch glänzenden Ueberzug von Schwefelblei zu erzielen.

Die ersten Phosphorzündhölzchen, deren Zündmasse bis 50 Prozent Phosphor enthielt, waren gefährliche Hausgenossen, während die jezige Waare, die nur selten 17 Prozent an Phosphor übersteigt (5—7 Prozent genügen vollständig) viel harmloser erscheint. Man ist indes vielfach bemüht, den giftigen Phosphor ganz zu verbannen, was namentlich im Interesse der Arbeiter in den Fabriken der sich entwickelnden Phosphordämpfe wegen zu empfehlen ist, und hat zahlreiche Sicherheitszündmassen für Antiphosphorfeuerzeuge probirt. Von diesen muß man solche unterscheiden, welche auf jeder rauhen Fläche wie die gewöhnlichen Zündhölzchen sich entzünden, und solche, die einer Reibfläche von bestimmter, chemischer Zusammensetzung bedürfen. Zu den letzteren gehören die schwedischen Zündhölzchen, welche in vorzüglicher Dualität zuerst in Jönköping dargestellt wurden. Sie bestehen aus mit Paraffin getränktem Espenholz, und die Zündmasse enthält beispielsweise 5 Teile chlorsaures Kali, 2 Teile rothes chromsaures Kali, 3 Teile Glaspulver, 2 Teile Gummi. Die Reibfläche, auf welcher diese Zündhölzchen sich allein entzünden, ist ein Gemenge aus gleichen Theilen Schwefelkies, Schwefelantimon und rotem Phosphor, welcher bekanntlich die giftigen Eigenschaften des weißen Phosphors, der zu den gewöhnlichen Streichhölzern verwendet wird, nicht theilt, vielmehr so gut wie unschädlich ist.

Phosphorfreie Zündhölzchen, die sich auf jeder Reibfläche entzünden, haben noch keine große Verbreitung gefunden. Man hat für dieselben sehr verschiedenartige Zündmassen zusammengesetzt, z. B. 8 Teile chlorsaures Kali, 8 Teile Schwefelantimon, 8 Teile oxidierte Mennige, 1 Teil Gummi; oder 7,8 Teile chlorsaures Kali, 2,6 Teile unterschwefeligsäures Bleioxyd, 1 Teil Gummi; oder 4 Teile chlorsaures Kali, 1 Teil Schwefel, 0,4 Teile rothes chromsaures Kali; oder 3 Teile chlorsaures Kali, 0,25 Teile Goldschwefel; oder 8 Teile chlorsaures Kali, 0,5 Teile rothes chromsaures Kali, 8 Teile Schwefelantimon, 3 Teile salpetersaures Bleioxyd.

Die ersten Reibzündhölzchen, welche 1832 namentlich unter dem Namen Congreve'sche Streichhölzchen auftauchten, waren mit Schwefel überzogen und besaßen eine Zündmasse aus 1 Teile chlorsaurem Kali und 2 Teile Schwefelantimon, und entzündeten sich bei kräftigem Durchziehen durch zusammengebrücktes Sandpapier, besaßen aber mancherlei Uebelstände; deshalb fanden sie nicht sogleich allgemeine Aufnahme. Erst nachdem Trebany 1835 das bis dahin angewandte chlorsaure Kali teilweise durch eine Mischung von Mennige und Braunstein, Preschel 1837 vollständig durch Bleisuperoxyd und Wöttger durch die eingetrocknete Mischung von Mennige und Salpeter verdrängt hatte, begann der große Aufschwung der Zündwaarenindustrie, welche sich seitdem namentlich in Oesterreich und im Elsaß entwickelt hat.

Auch bereits 1848 zeigte Wöttger die Verwendbarkeit des im Vorjahr von Schrötter entdeckten roten Phosphors zu Reibflächen für phosphorfreie Zündhölzchen. Eine in Schützenhofen gegründete Fabrik für Darstellung derartiger Zündhölzchen mußte aber eingehen, weil das Publikum die Anwendung einer be-



Zum Feste geschmückt.
Aus der Galerie schöner Frauentöpfe.

stimmten Reibfläche zu unbequem fand. Erst als zehn Jahre später die Böttger'schen (deutschen) Hölzchen aus Schweden zu uns kamen, wurden sie bereitwilligst akzeptiert und schnell zur Modesache. — Die Fabrik zu Jönköping produzierte bereits 1872 über 128 Millionen Stück verschiedener Feuerzeuge, und der Gesamtexport Schwedens bezifferte sich 1874 auf 8 635 000 Kg. Zündhölzchenfabrikate im Werte von 4 800 000 Mark.

Welchen großartigen Aufschwung die Zündholzfabrikation in neuester Zeit genommen hat, dürfte am besten die Fabrik zu Jönköping zeigen. Sie wurde im Jahre 1845 von J. E. Lundström gegründet, um die damals üblichen Phosphorzündhölzchen herzustellen. Das Unternehmen war erfolgreich und Lundström konnte die Bestrebungen zur Verbesserung der Zündhölzer verfolgen, wie sie von Pressel, Schrötter u. a. ausgingen.

Auf Grund der von diesen Männern angestellten Forschungen und Versuche wandte sich Lundström zur Fabrikation der phosphorfreien Sicherheitshölzer. Diese Verbesserung verschaffte der Fabrik großen Aufschwung; es wurde ein größeres Etablissement nördlich von Wetteren-See gebaut, das sich seit 1857 in den Händen einer Gesellschaft von elf Teilhabern mit einem Kapital von vier Millionen schwed. Kronen befindet. Die Anzahl der beschäftigten Arbeiter beträgt 872, wovon 533 Männer und 339 Frauen sind. Im Jahre 1881 wurden in dieser Fabrik 202 841 070 tausend Zündhölzer hergestellt, deren Gewicht 66 416 Ztr., deren Wert 2 806 744 Kronen beträgt. Das Etablissement hat 8 Dampfmaschinen mit zusammen etwa 119 Pferdekraften im Betriebe, welche 250 Arbeitsmaschinen der verschiedensten Art in Bewegung setzen.

Londoner Bilder.

Von Heinrich Runne.

Ueber London, die größte Stadt der Welt, mit ihren vier Millionen Einwohnern, mit ihrem die gesammten Kontinente beherrschenden oder doch beeinflussenden Handel, mit ihrem Kaleidoskop von europäischen und außereuropäischen Tinsassen, mit ihrem Glend — ist schon viel geschrieben; jeder kennt wenigstens die eine oder andere Seite londoner Lebens, dennoch bietet sie immer neuen Stoff, immer neue Erscheinungen treten in den Gesichtskreis derer, die hier atmen — nicht im rosigen, aber im gräulichen Licht. Unter Umständen kann man von Atmen übrigens gar nicht reden; an rauchnebeligen Tagen hat die menschliche Lunge ihre liebe Not, den nötigen Sauerstoff zu gewinnen aus dem, was man Gasrauchstaubnebel nennen könnte. Dickens verstand es so gut wie keiner vor und nach ihm, London und seine Bevölkerung zu schildern. Aber wie ganz anders sieht London heutzutage aus, wenn man sich seine Schilderungen vergegenwärtigt und mit dem modernen London vergleicht. Es ist in die Breite gegangen und hat unter- und überirdische Eisenbahnen, die den Omnibus weit überflügeln, Tramways, Road-Carts und andere Behikel in Menge sich angeschafft, hat seine Arme geöffnet, um vielen tausenden von Ausländern Aufnahme zu gewähren — aber das Glend ist geblieben; steigt der Reichtum und Luxus auf der einen Seite, so vergrößert sich notwendigerweise Armut und Mangel auf der anderen.

Der von der Landungsstelle mit der Süd- oder Ostbahn nach London kommende Fremde sieht von London zunächst Schornsteine, viele Schornsteine, unendlich viele Schornsteine — weiter nichts. Das erklärt sich aus der Höhe der Bahn und aus der Bauart der Häuser; ganze Quartiere sind nach derselben einfachen Schablone aufgestellt. Der Grund ist einem Herzog oder Lord als Lehn der Krone gegeben; er hat darauf möglichst viele und billige Familienhäuser errichten lassen, die ihm eine möglichst hohe Rente abwerfen. Die Dächer sind fast flach und mit zwei Reihen von Schornsteinen garnirt; jede Feuerstelle hat einen eigenen Schornstein, die nun in gleicher Höhe in die Luft hineinstarren und dem Fremdling kein besonders freundliches Willkommen bieten. Die Eisenbahnstationen innerhalb der Stadt wie im Lande sind klein und keineswegs so freundlich wie die meisten Stationen der Privat- und Staatsbahnen Deutschlands.

Dem Neuling fällt es schwer, den Namen der Station zu erforschen; während des nach Sekunden zu zählenden Anhaltens wird sein Auge gefesselt von Zeitungs- und anderen Reklamen, die das ganze Innere der Stationshalle bedecken und ihm schon lange vor Eintritt in die Weltstadt empfehlen, sich „Reating's Powder“ (unser deutsches Insektenpulver) als unumgänglichen notwendigen Toilettenartikel anzuschaffen oder „Reditt's Blau“ für die himmlischste Farbe zu halten; letztere wird ihm überall, wohin er sich auch begeben mag, vors Auge geführt in großen

„Gemälden“, süßliche Himmel und Ozeane veranschaulichend; ein duzend Zeitungen empfehlen sich als die gelesensten der Welt und „Colmans Mustard“ (Senf) wird ihm auf jeder Haltestelle ein paar duzendmal „ums Maul geschmiert“. Darum glaubte auch kürzlich ein Franzose, „Colmans Mustard“ sei der Name der Station und gab der jungen Miß, die ihn um bezügliche Auskunft bat, dahinlautenden Bescheid. Von den genannten und nicht genannten Artikeln würde ich jedenfalls Reckitt's Blau mir anschaffen, wenn ich mir ein Haus zulegen will — um die Zimmerdecken damit anzustreichen; bei genügender Belichtung hat man einen vorzüglichen Ersatz für das meist unsichtbare Firmament.

Läuft endlich der Zug in der Hauptstation ein, so hat man das beängstigende Gefühl, der durch Luftdruck rasch gehemmte Zug könne jeden Augenblick weiterrasen mitten in das Straßengewühl, — wie viel sicherer fühlt man sich doch in den Zügen Deutschlands, die fein langsam zum Stillstand kommen, und von denen man überzeugt ist, daß sie wirklich fest stehen. Nun gilt es, sich um sein Gepäck zu kümmern, und wohl oder übel wird man hineingerissen in die Hast und Ruhelosigkeit der Passagiere und Bahnbeamten; es ist, als ob die Geschwindigkeit und Unermüdblichkeit der Dampfmaschinen in die Londoner hineingefahren sei; sie sind vom Dampfteufel besessen. Wer nun einigermaßen orientiert ist über London nimmt ein Cab oder eine Droschke und sucht Freunde oder Landsleute auf, die für seine Unterkunft sorgen. Wehe dem, der ratlos im Bahnhofe steht und nicht weiß, wohin er sich wenden soll; er wird oft eine Beute der Ganner, die überall ihre Netze aufgestellt haben. Wer es vermeiden kann, tut gut daran, in großem Bogen die Hotels zu umgehen, die Preise sind die 2—4fachen der deutschen. Zimmer findet man in den meisten Stadtgegenden zu niedrigen und hohen Preisen, je nach Lage und Ausstattung, von der Schlafstelle an bis zu den elegantesten Empfangszimmern. Zettel hängen aus, und die Zeitungen wimmeln von Angeboten. Wie anderswo, sucht auch hier der Vermieter seine Wohnung nach Kräften zu empfehlen, und zählt als Vorzüge auf die Nähe der Eisenbahnstationen, Nähe der Omnibuslinien, ja auch die nahe Letter-Box (Briefkasten); er nennt die Wohnung lustig, wenn Türen und Fenster nicht schließen und dem Wind ungehindert Eintritt gestatten, hell und sonnig, wenn die Sonne auch nur für kurze Zeit im Jahre beim Auf- oder Niedergange einen schwachen Seitenblick hineinwirft. Es wird als Vorzug gerühmt, wenn sie nach der Straße hin liegt, ebenso wenn die Aussicht auf die schwarzen und schmutzigen Höfe geht — dann ist sie „ruhig“, kurz, der Wirt kennt keine Nachteile; er überläßt es dem Mieter, diese herauszufinden, und dieser kommt auch bald in die Lage, solche zu finden, wenn über seinem Haupte jemand im Zimmer herumgeht und die Decke einzustürzen droht —

Dank der unsoliden Bauart, wenn ein kühler Wind durchs geschlossene Fenster streicht und die Papiere vom Tische herunterweht, wenn ihn keine aber blutdürstige Tiere nicht schlafen lassen —. Ein Trost ist in diesem Falle, daß man 7tägige Kündigungfrist eingeführt hat.

Im Westen der Stadt dehnen sich einige Viertel — ein kleinerer Bruchteil wäre hier vielleicht angebracht, etwa 32stel — im Anschluß an die wichtigsten Verkehrsstraßen aus, die von Deutschen und Franzosen stark besetzt sind, die Deutschen nennen sie das deutsche Viertel, die Franzosen das Quartier français. In einigen dieser Nebenstraßen findet man vorzugsweise Franzmänner dicht gedrängt; sie lieben mehr Anschluß an ihre Landsleute als es bei den Deutschen der Fall, welche man verstreut in ganz London findet, in dichteren Gruppen auch im Ostbezirke. Ich wählte mir, des Suchens müde, eine Wohnung in dem oberhalb Leicester-Square gelegenen Stadtteile und fand bald, daß ich eine für Straßenstudien höchst passende Gegend gewählt hatte. Der Fremde macht sich keine Vorstellung von den engen Gäßchen und Passagen, die nur zumteil für Fuhrwerk passierbar sind, und die er mitten in der Weltstadt nicht erwartet. Es ist eine lebhafteste Geschäftsgegend, tagsüber eilen Gefährte der verschiedensten Art, mit Waaren die einen, mit Menschen die anderen beladen, hindurch, gehen und laufen die Menschen vorbei, schweigend die Läufer, ihre Waare laut anpreisend die Gänger. Abends verschwinden die Karren, und nur das besflügelte Cab, ein zweirädriger, mit schnellen Pferden versehener leichter Wagen, schiebt die Fußgänger auf den Fußsteig. Die meisten Läden schließen sich früh, doch die Bar strahlt hell ins Dunkel hinein, und an den verschiedenen Eingängen dieser spezifisch englischen Schenke sammeln sich die durstigen Völker — wer nennt ihre Namen! Der Fußsteig ist dicht gedrängt: ansangs glaubte ich, ein außergewöhnliches Ereignis habe die Gruppen gebildet, bis ich mich überzeugte, daß der Durst und die Unterhaltung die treibenden Motive waren. Nun finden sich auch die englisch-italienischen Orgeln ein, denen ich diese Doppelbezeichnung gebe, weil ich diese Art zuerst in England antraf und sie im Besitze von Italienern fand. Sie gleichen den bekannten Klavierorgeln, haben eine durchdringende Klangfarbe, und ihr Knopf befindet sich meist in der zierlichen Hand einer hübschen, in Landestracht gekleideten Italienerin, die mit südlischer Lebhaftigkeit den Schwengel dreht, unbekümmert ob sie eine italienische Operarie, ein deutsches oder ein englisches Lied, klassische oder vulgäre Musik auf dem Repertoire hat. Solange diese Klänge einem neu sind, scheinen sie Mut und Hoffnung einzustößen, doch nur zu bald schwindet der Zauber, es sind ihrer gar zu viele. Trotzdem finden die Orgelhaber in den Schenken ein dankbares Publikum. Ist die Orgel in eine Nebengasse gewandert, so nimmt ein Sänger oder ein Trompeter ihre Stelle ein — die Straßenmusikanten bilden ein bedeutendes Korps in London, und ihre Leistungen sind oft recht gut. Die Mehrzahl derselben

hat sich zum Straßenberufe herangebildet, doch vermute ich auch ehemalige Künstler unter denselben, aus musikalischen Gründen. — Um Mitternacht schließen die Schenken, weil sie eben müssen; und nur die deutschen Restaurationen und die italienischen Cafés bleiben etwas länger geöffnet, und bieten dem feßhafteren Deutschen, dem geselligen und plauderlustigen Franzosen und Italiener ihre heimatischen Genüsse. Ein kleiner Teil der englischen Arbeiter, nämlich solche, die mit ihrem dunkeln Selbstbewußtsein sich zu höherem Streben — Dank der in England noch mächtigen Religion — noch nicht haben emporzuschwingen vermocht, darunter namentlich Irländer, kennt kein größeres Vergnügen, als den, mit Hilfe des Gin, Whisky oder des alkoholreichen englischen Bieres sich einen derben Rausch zu trinken; und ich brauche nicht mehr auf die widerlichen Kaufereien, selbst des „schönen“ Geschlechtes, einzugehen, sie sind bekannt. Doch ein Beispiel kann ich nicht umhin zu erwähnen; es spricht für sich selbst. Auf einer meiner Nachtwanderungen (im Interesse meines Reporterberufs, was ich nicht umhin kann, einzuschalten), begegnete mir ein seltsames Pärchen, nicht mehr jung, sondern in gesetztem Alter, zärtlich umschlungen, in schönster Harmonie, sich Koseworte im breiten irischen Dialekte zuflüsternd, besser zuschreiend, denn sie waren beide betrunken und wankten, sich gegenseitig stützend, dem traulichen Heim in irgend einem Winkel zu. Ihrem Ehebunde schien des Himmels Segen gelächelt zu haben: vor ihnen her wandelte — nein so sehr es mich schmerzt, ich muß sagen: schwankte gleichfalls ein etwa 10jähriges Mädchen, sich an den Hausgittern haltend. Der sorgsame Pa' hatte ein achtames Auge auf seinen Sprößling, und rief ihm immer wieder zu mit lallender Zunge: Komm Mary, mein Täubchen, mein Engel, saß mich an, fall nicht! Und beim Straßenübergange nahm er das bedauernswerte Geschöpf unter den Arm, damit nicht ein Wagen es beschädigte. Singend und in unge störter Eintracht verschwand die glückliche Familie im Nachtdunkel. — Ich wandte mich meinem Obdach zu mit Weh im Herzen, stand sinnend einen Augenblick, als ein Mann auf mich zutrat und mir seine Dienste anbot, falls ich unbekannt sei. Nun geschieht es nicht selten, daß solche Engel selbst den Weg nicht finden, in ein abgelegenes Sackgäßchen geraten und für ihre Mühe die Börse fordern — der Hunger dient eben nicht dazu, die Sitten zu verfeinern. Ich zog darum vor, eine freiwillige Spende zu geben und fand mich bald ohne Hilfe daheim. Am nächsten Morgen fiel mir beim Erwachen ein feiner Rauch auf, der mich in Unruhe versetzte — ich warf mich in die Kleider und eilte hinaus, ohne dem Rauch zu entgehen; erst als ein leiser Wind sich erhob, atmete ich erleichtert auf. „Darum müssen Sie sich in London gewöhnen!“ meinte mein Wirt. Ich tat es auch für die Folge, und bin zufrieden, eine Erklärung für diesen Rauch und die damit verbundenen Uebel gefunden zu haben. Diese wichtige Entdeckung verjage ich mir aber für spätere Mitteilung auf.

Glückliche Weihnacht.

(Siehe Illustrationen.)

Wieder naht es, das heitere Lichtfest mit seinem Wunderglanz, lachender Frühling mitten im unfreundlichen rauhen Winter, eine liebliche Dase in der Sandwüste des Alltagslebens, ein holdes Feenmärchen in der unerquidlichen Prosa der Wirklichkeit. Welcher Zauber liegt für uns in dem Wort Weihnachten? Warum erleuchtet es unser Innenleben mit so freundlichem Schimmer? Weshalb bestrahlt es unser Gemüt so seltsam und weckt, wie ein magisches Glöcklein, weiche Regungen, sentimentale Stimmungen, elegische Afforde und zartes Sehnen in unserem Herzen, das der Hammer des Schicksals gehärtet? Zählen wir doch nicht zu denen, welche mit gläubiger Inbrunst den heiligen Abend als Geburtszeit des Weltheilands feiern und

auch als Fest der Sonnenwende, der Wiedergeburt der unbesiegteten Sonne (natalis solis invicti, was das Fest in vorchristlichen Zeiten war) kann es eine so tiefe Wirkung auf unser Gefühl nicht üben. Nein, es ist etwas anderes, es ist die Poesie der Kindheit, die in dem Feste blüht und duftet und leuchtet. Wie auf goldenem Nachen trägt es die Phantasie zurück in das Paradies der Jugend, das als selige Insel aufsteht aus dem Meere der Vergessenheit, in jene Zeit, wo der Morgentau des Lebens noch auf unsrer von tausend verborgenen Reimen schwellenden Seele lag, wo der Himmel klar und blau sich über uns spannte und nur leichte Sorgen, wie Flaumwölkchen vom Abendrot umsäumt, an ihm vorüber schwebten, wo die Welt uns





im Weihnachtsschmaus.

noch als lachende Flur erschien, als farbenprangender Garten voll schöner Blumen, süßer Früchte und lieblich murrender Quellen, und wir selbst, den Schmetterlingen gleich, mit leichtem Sinn und fröhlichem Flug, von Blüte zu Blüte gaukelten, und wir noch sorglos tänzelten unter der schirmenden Obhut der liebenden Eltern, die uns des Daseins Bedürfnisse darreichten mit freigebigen Händen. Aus diesem goldenen Zeitalter unseres Lebens malt uns das Fest anmutige Bilder mit leuchtenden Farben auf Goldgrund. Wir sehen uns im Geiste wieder im traulichen Kreise unserer Lieben in der Stunde der Dämmerung. Eine rüstige Frau mit einnehmenden Gesichtszügen und sanften Augen ist geschäftig, die Kerzchen anzuzünden am grünen Tannenbaum mit den vergoldeten Nüssen und Äpfeln. Abseits im Lehnstuhl sitzt ein Mann von ernstem aber wohlwollendem Wesen, die lange Tabakspfeife im Munde, und richtet seinen freundlichen Blick bald auf das geschäftige Treiben der Mutter, bald auf uns Kinder, die wir, mit klopfendem Herzen der Dinge harren, die da kommen sollen. Und nachdem sämtliche Kerzchen brennen und wie funkelnde Sterne das Gemach erhellen, erhebt sich der Vater, die Mutter ruft uns mit liebevollen Worten und entfernt die Hülle vom Weihnachtsstisch. Ein vierstimmiges, freudig staunendes Ah! jubelt auf, denn da liegen die Herrlichkeiten, die wir uns lange sehnsüchtig gewünscht hatten, für Bruder Martin Säbel, Plinte und Patrontasche, für Schwester Hedwig eine prächtig gepuzte Puppe, für mich ein Regelspiel und für die kleine Dorothea ein prachtvolles Bilderbuch. Daneben mehrere kleine Berge von Süßigkeiten und Backwerk. Wir waren glücklich, wir waren glücklich, denn unsere kühnsten Wünsche waren erfüllt. — Wie selten sind solche Augenblicke in den späteren Lebensaltern! Hartnäckig versagt oft das Schicksal dem Menschen, was er heiß ersehnt. Mag er den Acker seiner Wünsche noch so eifrig bestellen, noch so eifrig pflügen, er reißt nicht die Frucht, wonach er lechzt. Enttäuschung um Enttäuschung kommt über den Menschen, der Glaube an unsere Riesenkraft beginnt zu wanken, aschgraue Resignation tritt an die Stelle der rosigten Hoffnungen und endlich erfahren wir die Wahrheit des Dichterswortes: „Wenn Fantasie sich sonst mit kühnem Flug und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert, so ist ein enger Raum ihr nun genug, wenn Glück um Glück im Zeitenstrudel scheitert.“ Nicht mehr als lieblicher Garten erscheint uns die Welt, sondern häufig als öde Steppe, wo weit und breit kein Quell rieselt, kein Blümlein spricht, keine Frucht einlabet zur Erquickung und Not und Sorge den Menschen angrinst mit schredlichen Augen, wo giftige Schlangen horsten und ihren Geißer auf uns spritzen. Vieles auch, was dem jugendlichen Auge reizvoll, herrlich, erhaben schien, erweist sich in reiferen Jahren als trügelige Fata Morgana, als Luftgebilde, Schein und Täuschung, während wieder anderseits auch das wahrhaft Große und Schöne nur selten noch lebhaft auf unser Gefühl wirkt, weil uns die Empfänglichkeit fehlt, weil das Gefühl im schweren Kampf ums Dasein sich abgestumpft hat und der Spiegel der Seele getrübt ist. Treffend singt Byron: „Nie mehr, o nie mehr wird wie Tau die Frische meines Herzens mich durchdringen und meiner Brust aus jeder holden Schau stets neue liebliche Gefühle bringen, so wie die Biene Honig bringt zum Bau: Glaubst du, der Honig quillt in jenen Dingen? O nicht in ihnen, deine eigne Macht ist's, die den Duft der Blume süße macht.“ — Aber überschätzen wir nicht den Wert der Jugend trotz ihrer unleugbaren Vorzüge? Ergeht es uns nicht wie den Lobrednern vergangener Zeiten, welche nicht müde werden, auf die entschwindenden Kulturepochen Psalmen anzustimmen und ihnen Elegien nachzuweinen? In der Tat ist es im Grunde Halluzination, wenn wir das Glück der Jugend allzu hoch anschlagen und sie rühret daher, daß wir die Eigenschaften des reiferen Alters in sie hineinfabeln, die Vorzüge beider Epochen vereinigt denken. Schlingt sich doch in früher Kindheit die Binde der Unwissenheit um das Verstandesauge, das Licht des Denkens ist noch wie von dichtem Nebelschleier eingehüllt, der Geist führt ein traumartiges Halbschlummerleben. Und in der Zeit der reiferen Jugend, da durchbrausen das Herz die Stürme der Leiden-

schaften, wilde Begierden machen es oft zum Vulkan, der heiße Lava ausspieit, sich und andern zum Schaden, allerlei Irrfahrten kreuzen die Bahn des Jünglings, locken ihn auf Abwege und an gähnende Abgründe. Wahres Glück wird nur empfunden bei innerem Frieden, der durch die mühsam zu erwerbende Kunst der Selbstbeherrschung errungen wird, durch die Macht der Vernunft, welche die empörten Wogen der Seele glättet wie Neptun mit seinem Dreizack die Wellen der See. Echtes Glück genießt der Mensch nur im hellen Lichte der Erkenntnis, mag in ihm auch manche Illusion zerfließen, der Geist sendet dafür seine Strahlen um so weiter aus, erfährt die Objekte seines Interesses um so inniger und tiefer, saugt um so kräftiger an den Blütenkelchen des Daseins und strömt ihren Honig dem Herzen zu. Höheres Glück endlich als das passive Genießen gewährt das energische Handeln, die zweck- und zielbewusste Tat, die erfolgreiche Arbeit, ob sie mit Feder, Meißel, Art oder Pflug vollführt wird, die Tätigkeit, deren Vollbringer „im innern Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand“. Wohl dem, dessen Hand nicht lediglich im Dienste des rohen Genusses tätig, dessen Herz nicht egoistisch eingeschrumpft ist; wohl dem, der für das Wahre, Schöne und Gute offenen Sinn hat, dem das Wohl und Wehe der Gesamtheit nicht gleichgültig ist, der sein Interesse, seine Tatkraft nicht allein dem eigenen Ich zuwendet, sondern auch dem Allgemeinen, der Vervollkommnung menschlicher Zustände, der Förderung der materiellen und geistigen Kultur, der mit Opferfreudigkeit sich beteiligt an dem erhabenen Werk der Kulturentwicklung. Wohl dem, der in dem Schiffbruch seiner Hoffnungen das eine, das höchste Gut sich gerettet, die idealistische Gesinnung. Er kann mit dem Dichter sprechen: non omnis moriar (Nicht ganz werde ich sterben)! denn wenn auch sein Ich dahinsinkt, das was er für die Menschheit gewirkt, wäre es auch noch so unscheinbar, überlebt ihn und trägt seine Früchte, welche die kommenden Geschlechter einheimen. Ihm mag das Weihnachtsfest ein sinniges Symbol sein, das Symbol eines Frühlings mitten im Winter. Denn auch im Winter des Lebens, wenn das Greisenalter seinen Schnee ihm aufs Haupt gestreut, Mark und Säfte aus den Gliedern gezogen hat, das Feuer der Augen erloschen ist, ein Frühling lebt ihm im Herzen, der glorreiche Frühling der Menschheit, der früher oder später erscheint. Wohl auch dem, der ein liebendes Herz gefunden, ein waderes Weib, eine treue Genossin auf der Reise durch das Leben.

Du heiliger Bund von Mann und Weib, du gibst erst das Leben,
 Da schlingt sich ums Haupt das ird'sche Glück in lieblich geschlossnem Kranze.
 Halb ist der Schmerz, verdoppelt die Lust und naht erst dem Bunde das Dritte:
 Dreieiniges Glück — wer dich nicht kennt, lenk seitwärts weinend die Schritte.

Welch reicher Quell von Glückseligkeit entspringt aus dem Kinderlegen! Wären sie auch noch so groß, die Mähen und Sorgen, welche die Pflege, die Erziehung, Heranbildung und das Fortkommen der Kinder mit sich führen, sie werden reichlich aufgewogen durch die tausend süßen Freuden, die sie dem Elternherzen gewähren.

Will keine Freude dich erquiden,
 Verzehrt das Herz dir Gram und Pein,
 Dann schau mit still gefahnen Blicken
 In deines Kindes Aug' hinein.

In seinen Tiefen wird versinken
 Die Welt mit ihrem Gram und Leid,
 Aus ihm wird dir ein Himmel winken
 Voll nie geahnter Seligkeit.

In dieser reinen Wonne zu schwelgen, hierzu ist das Weihnachtsfest eigentlich geweiht. Wie es ein Fest für die Kinder ist, so ist es auch ein Fest für die Eltern, ein Fest der Elternfreude, der Freude der Eltern an den Kindern, und das ist es auch, was der christlichen Legende von der Geburt Jesu ihren ewig frischen Reiz verleiht. Nicht in dem Uebernatürlichen, sondern in dem Reinnenschlichen liegt das Geheimnis ihres

Zaubers, wie sie auch von den großen Malern und Bildhauern der Renaissance aufgefaßt und in zahllosen Variationen künstlerisch dargestellt wurde. Was uns bezüglich des Stoffs an einer raphaelischen Madonna anspricht, ist das unendliche Mutterglück, das da verkörpert ist, und nicht die Freude an der Geburt des Gottsohns, sondern die reine Elternfreude und die unvergleichliche Kindesannuit leuchtet uns aus den zahlreichen Darstellungen der heiligen Familie entgegen. Eine Darstellung holdseligster Kindesannuit haben wir auch auf dem einen unserer vier Weihnachtsbilder, das „Weihnachtsmorgen“ betitelt ist, einem röstlichen Gemälde, welches unser Holzschnitt portrefflich reproduziert und der Dichter der „Neuen Welt“ mit poetischem Texte begleitet. Wenden wir den Blick von dem fesselnden Bilde, den beiden reizenden Menschenknospen auf die vollerschlossene Rose, die das Bild: „Zum Feste geschmückt“ zeigt, so tritt uns ein Meisterwerk der Natur vor Augen. So mochte Krimhilde ausgesehen haben, als der glückliche Siegfried mit ihr in die Heimat zog. Doch nein, nicht ganz so; denn aus dem Auge unserer Schönen blickt ein träumerisches Sehnen, welches darauf hindeutet, daß Freia, die Göttin der Liebe, die schlummernde Minne in ihrem Herzen noch nicht wach geküßt, daß der Tau der Unschuld noch auf ihrer jungfräulichen Seele liegt. Mit weißem leichten Flor hat sie die kräftige Büste umhüllt und das Haupt geschmückt, durch die weichen Locken zieht sich wie Schneeflocken, das Haar ist wie mit Reif bedeckt, so wandelt sie, eine Göttin des Winters, zum erstenmal in die glanzgefüllten Räume, welche die vornehme Welt zur Weihnachtssoirée versammelt. Mit Entzücken folgen alle Männeraugen der blendenden Erscheinung, mit Entzücken lauscht man dem Wohlklang ihres Gesangs. Es ist das Wunderwerk bräutlicher Sehnsucht, das sie mit ihrer Silberstimme vorträgt, die Arie in Figaros Hochzeit: „Deh vieni, non tardar“ (O säume länger nicht, geliebte Seele etc.), eine Weise, welche den köstlichsten Duft reuester Zärtlichkeit aushaucht und in welche die Sängerin das unbestimmte Sehnen eines vollen Herzens melodisch ausströmt. Niemand aber ist an diesem Abend glücklicher als ihre Eltern, besonders da ein enthusiastischer Schönegeist seine Gefühle in die homerische Reminiscenz, die Worte des Odysseus an Nausikaa, heidet:

Dreimal selig dein Vater fürwahr und die würdige Mutter,
Dreimal selig die Brüder zugleich! Muß ihnen das Herz doch
Stets vor entzückender Wonn' ob solcher Schöne durchglüht sein!

Einer der alten Weisen soll einst beim Anblick einer ungewöhnlichen Frauenschönheit heftig geweint und nach dem Grund befragt geantwortet haben: Ich weine, weil solche Schönheit einmal im Staube modern wird. — Warum bin ich vergänglich, o Zeus, so fragte die Schönheit. Macht' ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön. Und die Liebe, die Blumen, der Tau und die Jugend vernahmens; alle gingen sie weg, weinend, von Jupiters Thron (Goethe). — Alles Schöne ist vergänglich, die Schönheit aber ist unvergänglich und treibt immer neue, reiche Blüten, im Palast wie in der Hütte, in immer neuer, reicher Stadt wie auf dem Bauerndorf. Der letztgenannten Sphäre gehört die Heldin unseres dritten Weihnachtsbildes an, welches die Unterschrift trägt: „Freudige Botschaft“. Sie ist eine derbere Schöne als die vorgenannte, eine schmucke

Feldblume, die das Weihnachtsfest statt in den Salon in die Kirche geführt hat, in Gesellschaft ihrer Mutter, der Hofbäuerin, und ihrer jüngeren Schwester, eines allerliebsten Backfischchens. Dort hat sie gewiß auch an ihren Liebsten gedacht und fromme Wünsche zum Himmel für ihn emporgesendet, der in der fernem Garnisonsstadt zum Vaterlandsverteidiger eingedrückt wird. Auf dem Heimweg soll ihr eine frohe Ueberraschung zuteil werden. Der Brieftote, um sich den langen Weg auf den einsamen Hof zu ersparen, hat sie am Kreuzweg erwartet und händigt ihr das „redende Blatt“ ein, das ihr in orthographisch und stilistisch sehr fragwürdigen Sätzen zu wissen tut, daß der Christian auf Neujahr Urlaub bekommen und auf mehrere Tage nachhause kommen wird. Diese Nachricht freut sie mehr als der neue vierschrötige Regenschirm, den sie gestern Abend nebst Stoff zu einem Kleid als „Christkindle“ bekommen hat und der schon heute Gelegenheit hat, seine Schuldigkeit zu tun, indem er sein breites Dach über die drei Frauen ausspannt, um sie vor der Unbill des Schneegebüßes einigermaßen zu schützen. Aber auch die Mutter ist überrascht; sie hatte keine Ahnung von dem zärtlichen Verhältnis ihrer Tochter. Die Entlarvte so streng als möglich anblickend ruft sie: „Käterle, ich glaub gar, du hascht a Liebshaft?!“ Kaum ist das Wort dem Gehege ihrer Zähne (vorausgesetzt daß sie noch solche besitzt) entflohen, so ruft schon das naseweise Katerle, der Schwester die Antwort ersparend: „Der isch vom Christian!“ Das Weihnachtsfest hat das Herzensgeheimnis enthüllt, und wir wollen hoffen, daß Käterles Wahl keine unpassende war und der Christian würdig befunden wird, des reichen Hofbauern Eidam zu werden. — Die Dame auf unserem vierten Bilde, einer köstlichen Weihnachtsmoreske, betitelt: „Weihnachtschmaus“, hat den Zenit der Schönheit längst überschritten und ist bereits in das Matronenalter vorgeückt. Die einsam stehende längst ausgediente Pfarrersköchin hat wohl noch niemals so viele Kutten in Pfarrers Speisezimmer beisammen gesehen, als heute, wo die Gottesmänner, mit welchen sie längst auf bestem Fuße steht, einen solennen Weihnachtschmaus daselbst improvisiren. Man muß es ihnen lassen, es sind rührige, joviale Gesellen, und sie verstehen sich auf die appetitlichste aller schönen Künste, die Kochkunst, so gut als die einst gefeierte Priesterin der Küche, welche in würdiger Haltung zwischen dem offenen Schrank und dem Tisch mit den fünf Bedecken steht, ein Gläschen zu reinigen, das mit seinen Gefährten heute mehr als einmal geleert werden wird, denn der Nebensaft, den die ihre Hälse aus dem Korb so anmutig herausstreckenden Flaschen bergen, ist gewiß nicht von schlechten Eltern. Welch kostbare Figur macht der vierschrötige, bärtige Mönch mit der Kaffeemühle, wie komisch nimmt sich im Hintergrund der hagere mit dem Kochlöffel, oder der bebrillte mit dem Baret und der Küchenschürze aus, und der lange ist schon ganz in andächtiger Verzückung ob der feinen Tröpfchen, die er zu entlocken im Begriffe ist. Aber die fünf Bedecke reichen nicht. Die Tür öffnete sich abermals und neue Mannschaft rückt auf den Schauplatz zur Ueberraschung der alten Dame und ihrer treuen Hauskaze. Was die beiden Heiligen herbeischleppen, Melone und Baumtuchen, ist auch nicht zu verachten. Es wird eine recht vergnügte Weihnachtsfeier geben, dergleichen wir auch allen unsern Lesern von Herzen wünschen. St.

Serena.

Eine venetianische Novelle von Max Vogler.

(6. Fortsetzung.)

Ein auf so innigem Verständnis ihres Wesens beruhendes Lob hörte sie nun von Camillo zum zweitenmale, und es mußte sie um so mehr aufs höchste erfreuen, als es einerseits jenem Zuge galt, für welchen alle anderen in ihrer Umgebung doch völlig verständnislos waren, als es sich auf Handlungen bezog, über welche ihre Angehörigen meistens nur die

Achseln zuckten, und als es andererseits aus dem Munde eines Menschen kam, von welchem sie auf das bestimmteste wußte, daß ihm auch die kleinste Schmeichelei gegenüber anderen als seiner unwürdig erschien. Sie wehrte dieses schöne Lob darum auch jetzt nicht ab, wie das erstemal, sondern nahm es mit Entzücken in ihr Innerstes auf, indem sie zugleich ihre Blicke in

die feinen tauchte und in diesen die freudige und untrügliche Bestätigung desselben las. Und diese Augen umspannen sie wieder mit ihrem zauberhaften Licht und drangen mit warmem, süßen Strahl in ihr tiefstes Herz hinein. Da drinnen aber glimmte schon lange still und verborgen jener Funke, der doch einmal früher oder später sich an dem Blick dieser Augen entzünden mußte, so daß es nur einer gelegenen Stunde, wie der jezigen bedurfte, um ihn zu mächtiger, glutvoller Flamme emporlodern zu lassen. Denn der damals erst zu seinem Doppelsein erwachende Schalk in dem großen Marmorssaale hatte nicht umsonst und ohne jede Ursache in jener stillen Spätnachmittagsstunde so seltsam mit den Tauben geflüstert und verwunderliche Geberden getauscht. . . .

Serena litt, daß er noch immer ihre Hand warm und innig umschlossen hielt. Wie leises Bangen ging es durch ihre Seele.

„Ja, ich will es Ihnen gestehen,“ — sagte sie, und ihre Stimme bebte — „daß es mich mit innigstem Entzücken erfüllte, als ich in den rosenlichtigen Schimmers mir entgegentretenden Buchstaben meinen Namen las.“

Camillo schaute sie an mit großen leuchtenden Augen und leidenschaftlich strömte es über seine Lippen:

„Wie Sie mir so lieb und teuer sind, wie ich bei jedem Striche, den mein Pinsel tat, in Gedanken Sie vor mir sah, — wie ich bei meiner stillen Arbeit stets die Worte gehört, mit denen Sie von den Armen wie eine Madonna genannt worden, daß Sie mir wie ein Engel erschienen, — wie mein Engel, der mir unbewußt, lange schon über mir gewaltet und mich allerwege umschwebt, in allem meinen Schaffen unbemerkt mich bestimmt und geheimnisvoll geleitet, — und daß es, seit ich sie sah, — an Adeles Seite, auf der Marmortreppe dieses Hauses — mein ganzes Wesen unaussprechlich, rast- und ruhelos, mit unsagbarer Gewalt nach Ihnen hinüberzog, — ja, Serena, ich wollte es Ihnen sagen, in jenem einen, blumendurchwirkten Worte über jenem Bilde dort — daß ich Sie liebe!“ . . .

Sie wußte nicht, daß es vor ihren Augen wieder zu stimmern begonnen hatte, daß sie ins Schwanken und Taumeln gekommen war, — wußte nicht, daß sie ihm in die Arme gesunken, — daß, als er bebend und zitternd die letzten Worte gesprochen, ihr Haupt schon an seiner Schulter, an seiner Brust ruhte und ihr Herz an dem seinen schlug. Ein unaussprechliches Wohlgefühl nur nahm ihr ganzes Wesen ein und raubte ihr Denken und Besinnen, mit überirdischer Macht hatte es sie erfaßt, — die beiden waren dem allgewaltigen Bann verfallen, der sie von anfang an, ohne daß sie es wußten, umstrickt, und hätten sie mit Riesenkraften gegen ihn angekämpft, sie würden sich ihrer nicht haben entwinden können, — er hielt sie aneinandergefaßt, unzertrennlich und unauslöschlich, für alle Ewigkeit.

Und Camillo — auch sein Herz durchwogte berausches Entzücken, und wie er ihr Haupt an seinen Schultern ruhen fühlte und ihre dunkle Lockenfülle über seine Hände slutete und ihr Busen warm und weich gegen seine Brust drückte, da geriet auch seine Seele in einen seligen Taumel, die Gedanken vergingen und die Zunge versagte ihm, daß er seine letzten Worte nicht zu Ende sprechen konnte und alles, was er ihr noch sagen wollte, sich zusammendrängte in einen langen, heißen Kuß, den seine Lippen auf ihre reine Stirne preßten.

Und gleich als ob dieser Kuß eine Ohnmächtige wieder erweckt und alle ihre Lebensgeister im Innersten aufgeregt, erhob sie jetzt plötzlich das Haupt und sah ihm mit weit geöffneten, leidenschaftlich durchglühten Augen sekundenlang ins Gesicht; dann durchlief es mit seligem Schauer ihren Leib, und sie schlang mit größter Festigkeit die Arme um seinen Hals, küßte in stürmischer Glut seinen Mund und preßte ihn mit feuriger Zubruust fest und lange an sich.

„Serena, du mein alles!“ — stammelte Camillo mit trunkenen Sinnen und brennenden Lippen, die in heißem Verlangen die ihren — die frischen, roßigen — suchten und fanden und in süßem Selbstvergessen darauf ruhten.

„Du Lieber, Herrlicher!“ — hauchte Serena leise, indem sie sich noch inniger und zärtlicher an ihn schmiegte.

Mit einemmale aber fuhr sie, als hätte ihr der Klang dieser Worte das volle Bewußtsein wiedergegeben, heftig empor, sah ihm mit einem feurig aufflammenden Blick aufs neue tief in die Augen, erfaßte stürmisch seine beiden Hände, um sie sogleich wieder fahren zu lassen, und eilte, wie von dunkler Gewalt hinweggetrieben, in fliegender Hast den Säulengang hinunter und aus dem Säulengang hinaus. Camillo aber blieb wie geblendet darin zurück und strich sich mit der Hand schnell über Stirn und Augen, als wolle er sich recht überlegen, was alles in den letzten Minuten geschehen, und als sei er nicht völlig gewiß, ob es in der That auch Wirklichkeit und nicht etwa nur ein schöner, glanzvoller Traum gewesen. . . .

VI.

Im Garten vor dem Zimmer Serenas lag die Morgendämmerung mit fahlem, bläulichen Licht über den tautropfenden Blumenkelchen und den leise vom Morgenwinde bewegten Blättern der Sträucher und Bäume. Das schöne Mädchen, nur leicht mit einem schlichten, hellfarbigen Gewand bekleidet, auf welches die vollen Locken in wirrer Unordnung über den Nacken herabfielen, saß an einem der jetzt geschlossenen Fenster und sah in den anbrechenden Oktobertag hinaus. Sie schien ganz in träumerisches Sinnen verloren und hatte das Haupt so tief in die Hand gestützt, daß sie mit dieser fast die ganze Seite des etwas bleich und überwacht aussehenden Gesichtes verdeckt hielt. Sie saß nun schon seit ziemlich einer Stunde so, — während der zu Ende gehenden Nacht war kein Schlummer in ihre Augen gekommen.

Der kleinen Adele war doch gestern fast die Zeit zu lang geworden, bis die „große Freundin“ in das schöne, behagliche Zimmer zu ihr zurückgekehrt. Und als Serena endlich wieder eingetreten, war diese erst so still und schweigsam, so ganz in sich gekehrt erschienen, daß es der Kleinen ordentlich ängstlich ums Herz geworden und sie einmal über das andere mit der Frage zu ihr aufgeblickt hatte, ob ihr irgend etwas Schlimmes geschehen oder vielleicht ein Aergernis widerfahren sei. Zuletzt aber hatte Serena wie in ausgelassener Freude die Arme um sie geschlungen, ihre heiße Wange gegen die ihre gedrückt und zu wiederholtenmalen unter allerhand Kose- und Schmeichelnamen ihr wieder die Stirn geküßt. Die Kleine war übrigens nicht lange mehr mit Serena zusammengewesen, da sehr bald, und früher als an anderen Tagen, einer der Diener hereintrat und die Absicht Camillos, den Palast zu verlassen, mitteilte. Wie immer, wenn sie hier zu Besuch war, so begab sich Adele auch diesmal gleichzeitig und in Gemeinschaft mit dem Bruder auf die Heimfahrt.

Nach dem Weggang der Kleinen hatte sich Serena seltsam verlassen gefühlt, und jetzt erst wurde ihr alles, was sich vorher in dem Marmorssaale zugetragen, recht klar. Und wie sie dort erschreckt aufgefahren und hastig von Camillos Seite geeilt war, weil ihr plötzlich die Frage ins Bewußtsein drang, ob sie sich nicht von ihrer leidenschaftlichen Erregung habe allzuweit hinreißen lassen, so quälte sie dann der Gedanke, Camillo möchte das in ihrem südlich lebhaften Temperament begründete heiße Aufwallen ihres Gefühls und ihre infolge dessen zum Ausdruck gelangte zärtliche Hingebung selbst seltsam finden und sich fragen, ob ihr Benehmen das einem Mädchen angemessene gewesen sei. Und dann wieder machte sie sich heftige Vorwürfe, daß sie so von Camillo Abschied genommen, so plötzlich davon gelaufen und diesen, wie sie sich sagte, in den qualvollsten Zweifeln zurückgelassen hatte. Konnte er sich nicht dadurch beleidigt fühlen, mußte er nicht glauben, sie habe ein unwürdiges Spiel mit ihm getrieben, — o Gott, wenn er das denken würde! . . . Sie wollte sich lieber zehnmal von ihm vernachlässigt wissen, als das Bewußtsein in sich tragen, ihn auch nur in einem einzigen Falle gekränkt zu haben.

Und zwischen all diesem Hin- und Herwogen ihrer Gedanken und Empfindungen trat das Bild ihres Vaters ihr vor die Seele, sie gedachte seiner ihr eben am heutigen Nachmittage so



Freudige Botschaft. Ein Bild aus dem Schwarzwald.

unzweideutig ausgesprochenen Wünsche, — was würde er sagen, wenn er erführe, welche Szene sich vorhin zwischen ihr und Camillo abgespielt, wenn sie ihm offenbarte, wem ihres Herzens tiefgeheime Neigung galt, — würde er jemals — und sie schauerte zusammen bis ins innerste Mark hinein, als sie sich diese Frage vorlegte — ein Verhältnis zwischen ihr und Camillo gutheißen, war auch nur daran zu denken, daß er in eine Verbindung zwischen ihr und dem jungen Maler einwilligen und sie segnen würde? —

Diese Gedanken folterten ihr Herz, und eiskalter Schweiß trat ihr auf die Stirn. Dann fing sie an bitterlich zu weinen, verbarg das tränengebade Gesicht in beide Hände und verbrachte so eine einsame Dämmerstunde, bis die Glocke, eher als sonst, sie zum Abendessen rief. Einen Augenblick zögerte sie, ob sie diesem Rufe folgen sollte, — jetzt, wo ihr ganzes Wesen vor innerster Aufregung zitterte, wo ihr die Augen voll Tränen standen und sie es kaum über sich gewinnen könnte, den Leidenssturm ihrer Seele anderen Blicken zu verbergen.

Aber sie wollte. Vielleicht erwies sich gerade das Zusammensein mit anderen heilsam, vielleicht klärte es ihre Empfindungen und brachte sie zu einem bestimmten Entschluß, welcher den Krampf, der ihr Herz umschloß, lösen würde, — selbst der Gedanke, ihn, den Grafen von Larente, von dessen Besuch sie im Laufe des Nachmittags gehört hatte, noch anwesend und mit bei Tische zu finden, schreckte sie nicht zurück; es reizte sie vielmehr ein eigenartiges Verlangen, in diesem Aufruhr aller ihrer Gefühle ihm gegenüberzutreten — ihm, gerade ihm! . . .

Und sie trocknete die tränenfeuchten Augen und ging; sie erschien, etwas spät zwar nach dem vorhin durch den Korridor ergangenen Glockenruf, nicht in jenem Gemach, in welchem sie am Nachmittage mit den Ihren beisammen gewesen war, sondern in dem nebenan gelegenen großen Speisesaal, wo man, wie immer, wenn das Haus Gäste bewirtete, so auch heute die Tafel hergerichtet hatte.

Ja, der Graf war da und nahm, als man sich zu Tische setzte, auf des Marchesen Einladung hin zwischen ihr und der Marchesa platz. Einmal, als sie ihn mit kalter Höflichkeit begrüßte, sah sie ihm ins Gesicht. Dann während der ganzen Dauer des Abendessens nie wieder, so oft ihr auch der gesellschaftliche Takt die Pflicht auferlegte, auf seine häufig an sie gerichteten Worte zu entgegnen. Kurz und einsilbig genug tat sie's freilich immer.

Es lag daher auch über der kleinen Tischgesellschaft eine gleich peinlich gedrückte Stimmung, wie sie während der letzten Stunden drüben in dem prunkvollen Zimmer zwischen dem Grafen, dem Marchese und seiner Gattin gewaltet hatte, und so sehr sich namentlich die letztere bemühte, eine einigermaßen rege Unterhaltung herbeizuführen, scheiterte doch jeder dieser Versuche an der freilich durch die verschiedensten Ursachen hervorgerufenen verdrießlichen Schweigsamkeit der anderen.

Kaum war das Mahl beendet, so stand Serena auch schon auf und wollte sich verabschieden. Alles Bemühen des Marchese, sie aufzuhalten, war auch jetzt ohne Erfolg. Sie erklärte mit einer gewissen Verlegenheit, die auch schon während der Dauer des Essens an ihr hervorgetreten und dem Vater keineswegs entgangen war, sich nicht ganz wohl zu fühlen und sich in ihr Zimmer zurückziehen zu müssen. Selbst das vom Grafen noch einmal neu gefüllte und ihr von ihm dargereichte Champagnerglas schlug sie aus, so daß dieser das feingeschliffene Gefäß, welches er selbst in der Hand hielt und das er mit dem ihren hatte zusammenklängen lassen wollen, ohne es an die Lippen zu setzen, mit schlecht verhohlenen Mißmut wieder auf das kostbar gewürfelte Tischtuch niederetzte. Ebenso höflich kalten Tons, wie es allem, was sie vorher gesprochen hatte, eigen gewesen, eine gute Nacht wünschend, war sie hinausgegangen.

Sobald sie wieder in ihrem stillen Zimmer angekommen war, hatte sie tief aufgeatmet, als sei ihr ein schwer Alp vom Herzen gefallen. Die Gesellschaft, in der sie sich bei Tische befunden, hatte beängstigend und beklemmend auf sie gewirkt; vor allem war ihr das Wesen des Grafen von Larente noch niemals so blöde und oberflächlich erschienen, während sie an dem Vater, welchem sie mit so großer, wirklich aufrichtiger Liebe zugetan war, nichts als das ihr äußerst ärgerliche Bestreben, sie mit dem Grafen in ein regeres Gespräch zu verwickeln, wahrnahm und die Marchesa endlich ihr noch nie so vornehm kalt zurückhaltend, so teilnahms- und empfindungslos wie während der letzten Stunde vorgekommen war.

Und so hatte allerdings ihre Anwesenheit bei Tische die Wirkung gehabt, ihr das Gefühl einer gewissen Entfremdung gegenüber dem Kreise, den sie eben verlassen, fühlbar zu machen, vor allem aber ihr die tiefe Abneigung, die sie gegen den Grafen empfand, mehr denn je zum Bewußtsein zu bringen und ihm gegenüber das Bild Camillos mit all seiner einnehmenden Gewalt in aller Deutlichkeit vor sich erstehen zu lassen. Und wie jetzt ihre Gedanken wieder in den Marmoraal und zu dem, was sich vor einigen Stunden in demselben zugetragen, zurückgingen, schwanden ihr fast alle Bedenken, und sie fühlte nur noch den süßen Zwang, mit dem es ihr ganzes Wesen zu dem schönen jungen Manne mit der edlen Seele und dem reichen Geiste hindrängte.

Und war es nicht eben auch jener unwiderstehliche Zwang gewesen, der sie vorhin mit magischer Gewalt ergriffen, daß sich ihrer eine Art seliger Betäubung bemächtigt und sie so rasch und wider Willen ihm in die Arme gesunken war? — Und hatte dieselbe geheimnisvolle Macht nicht auch ihn ganz und gar gefangen genommen? Hatte er ihr nicht gesagt, daß es ihn von Anfang an zu ihr hinübergezogen, — daß sie bei jedem Pinselstrich, den er getan, sein Gedanke gewesen, daß ihn ihr Angedenken immer umschwebt, von der Stunde an, seit er sie gesehen, gleichwie, — sie gestand es sich jetzt — gleichwie sie das seine, — hatte er es ihr denn nicht deutlich ausgesprochen, daß er sie liebe? — —

Seine letzten Worte, die dieses Geständnis enthielten, waren ihr vorhin nur wie himmlische Musik ins Herz gedrungen, und sie hätte sie in jenen Augenblicken kaum zu wiederholen vermocht; jetzt kamen sie ihr in all ihrem seligen, bedeutungsreichem Inhalt wieder klar ins Gedächtnis, sie empfand es nicht bloß, sie wußte nun, was er ihr damit gesagt, welche heiligste Empfindung ein edles Herz, wie das seine, damit ausgesprochen hatte, — es wurde ihr in seiner ganzen, weittragenden Bedeutung bewußt, was sich zwischen ihr und ihm vollzogen.

„Serena, du mein Alles!“ hatte er dann noch gesagt, und sie schauerte selig zusammen und schalt sich eine Törrin, daß sie geglaubt, ihre leidenschaftliche Hingebung könne ihn auch nur einen Moment befremdet haben. Nein, nein! er konnte keinen Augenblick an der Reinheit ihrer Empfindung zweifeln, — war er doch von denselben Gefühlen wie sie geleitet worden, und war doch die süße Betäubung ihres Gemüths, die sie alles andere hatte vergessen lassen, nur die mit voller Notwendigkeit eingetretene Folge seines unerwarteten, bereiten Werbens, und hatte sie ihm darauf doch nur die Antwort gegeben, zu der ihr innerstes Herz sie drängte, — die einzig mögliche Antwort, die sie ihm geben konnte.

Und er sollte, — so kam ihr jetzt, da sie wieder daran dachte, in wie feltjamer Weise sie von ihm gegangen, der Entschluß — er sollte nicht zu zweifeln brauchen, ob sie ihm dieselbe Antwort auch bei ruhiger Ueberlegung, nicht in leidenschaftlicher Aufregung flüchtigen Augenblicks, geben würde, — ja, sie würde sie ihm zu jeder anderen Stunde in gleichem Sinne gegeben haben.

(Fortsetzung folgt.)

Durch Nacht zum Licht.

Eine Weihnachtshumoreske von Hans E. Kart.

I. Es ist kein Unglück so groß, es ist ein Glück dabei.

„Du verlobt? Du willst dich über mich lustig machen, Pechvogel, — wie solltest du zu einer Braut kommen!? Du hast dich wenigstens ein halb Duzend Semester lang um kein weiblich Wesen mehr gekümmert — —“

Der junge Mann mit dem schwarzen Schnauzbart, welchem diese Worte galten, schnitt ein lustig-erstauntes Gesicht.

„Solange um kein weiblich Wesen mehr gekümmert,“ entgegnete er. „Nun — das ist ja wirklich sehr schön von mir —“

„Das heißt, um keines, mit dem dir hätte einfallen können, dich zu verloben. Du wirst doch keiner solchen Riesendummheit fähig sein, dich mit der längst verblühten Blüte ihres Geschlechts oder dem milchernen Hering oder so einer — —“

„Nein, dem Himmel sei Dank,“ fiel ihm der andere ins Wort, „so exemplarisch dumm bin ich denn doch nicht — im Gegenteil, ich behaupte, bei meiner Verlobungsgeschichte erstaunlich viel Verstand, dabei auch Mut, Humanität und wer weiß, was sonst noch für rühmliche Eigenschaften entwickelt zu haben — —“

„Ah, ich hab’s,“ rief der erste Sprecher, ein dunkelblonder Jüngling, mit geistvollem Gesicht und einigermaßen künstlerischem Ansehen und Wesen, „du gedenkst dein Wirtstochterlein heimzuführen, — sie paßt zu dir vortrefflich, Pechvogel, unsre Fische nennen sie ja die aschgraue Pechhütte, — da gehört freilich Mut und Humanität dazu, und der Verstand, nun, der wird darin bestanden haben, daß du dir einzig auf diese sinnreiche Weise deine steinalten Mietschulden vom Halse schaffen konntest, — du erhältst sie jedenfalls als Mitgift, — nicht FeliX infelix, ist’s nicht so?“

Felix Herder lachte. Er versicherte, daß er die aschgraue Pechhütte ebensowenig heimzuführen beabsichtige, als die Blüte des Menschengeschlechts oder den milchernen Hering. Denn ebensowenig wie die Kellnerin der Korpsschneide der Cherusker, Flora mit Namen, zu den für einen vernünftigen Menschen begehrenswerten Mitgliedern ihres Geschlechts gehörte, sie, die schon seit mehr als einem Dezennium von den für weibliche Reize, wie jeder echte Bruder Studio, ungemein empfänglichen Cheruskern als *flos generis humani*, zu deutsch Blüte des Menschengeschlechts, verehrt worden, wobei sie den Blütenstaub und den Duft blumenhafter Ursprünglichkeit so ziemlich eingebüßt hatte, — ebensowenig zählte der milcherne Hering dazu, wie der mitunter garnicht zarte Studentenwitz die jüngste Tochter der Besitzerin eines vielbesuchten Milchgartens nannte wegen ihrer unangenehm in die Augen stichenden Magerkeit und ihres spizen Büngleins, das jede Unterhaltung mit einer Menge verdeckter Malicen und offener Bosheiten zu salzen wußte. Und noch weniger als beide hatte die Tochter der im ganzen wohlhabenden Beamtenfamilie, bei der Felix Herder schon so lange wohnte, als er Student war — nämlich volle vierzehn Semester, Ursache, darauf zu rechnen, daß sie noch einmal in den Hasen der Ehe einlaufen möchte, war sie — die aschgraue Pechhütte, — sie doch noch um eine beträchtliche Anzahl Jährchen älter als die Blüte des Menschengeschlechts und auch womöglich noch magerer als der eben erwähnte Hering, noch gefalzener, weil aufs äußerste verbohrt und verbittert, als dieser und zu allem Ueberflusse noch stadtbekannt wegen ihrer vielen, stets aber mit dem unglücklichsten Erfolge gekrönten Versuche, sich eine gewisse öffentliche Beliebtheit und Berühmtheit zu erobern. Als Konzertsängerin, als erste Liebhaberin und Heldin eines Liebhabertheaters, als Unternehmerin von Wohltätigkeitsbazaren und Weihnachtslotterien für arme Kinder, als Bannerträgerin des weiblichen Turnvereins und Waisentante, als Schauturnfesten, kurz, wo es nur irgend für ein Frauenzimmer aus einer Beamtenfamilie menschenmöglich war, hatte sie zu glänzen versucht und selten war ihr auch nur der magere Trost eines *succès d’estime*, eines Achtungserfolges, zuteil geworden. Fast immer war die arme

aschgraue Pechhütte kräftigst ausgelacht worden, — und es war wirklich komisch, aber im Grunde doch so traurig! immer, immer unermüdetlich, aber leider nicht unverwundlich, hatte sie wieder versucht.

„Also gestehe nur Pechvogel, daß die Geschichte mit deiner Verlobung denn doch nur ein schlechter Witz von dir ist,“ sagte der künstlerisch ausschauende Freund, Richard Hermental, mit seinem Kneipnamen Faust. „Wie solltest du es auch anfangen, du, der trotz seiner antropologischen und völkerpsychologischen Studien mit den Menschen, wie sie das Alltagsleben bietet, so wenig umzugehen gelernt hat, wie das Rhinoceros im Nilschlamm.“

„Danke für das Kompliment. Aber sage mir einmal, Faust, wie hast du es angefangen, als du dich verlobt hast, dann will ich dir sagen, wie ich es gemacht — —“

„Ich — nun sehr einfach. Ich bin fein säuberlich im schwarzen Frack, weißer Binde und weißen Glacees zu dem Glücklichen, den ich zu meinem Schwiegervater erkoren, hingeschwebt, — du begreifst, daß ein Aesthetiker gleich mir bei solch’ einem Gange nicht geht, sondern schwebt, — habe in einer Rede, einem wahren Meisterwerk akademischer Eloquenz und bescheidener Unbescheidenheit all’ meine Aussichten und Vorzüge, mein Wollen und Streben dargelegt und ihm mitgeteilt, daß er eine über alle Maßen schöne, liebenswürdige, begehrenswerte Tochter besitze, und habe mit der Bitte geschlossen, mich vortrefflichen jungen Mann mit der Hand des vortrefflichsten aller Mädchen königlich zu beglücken.“

„So weit, mein guter Faust, sind wir nun freilich und — leider — noch nicht. Die eben beschriebene Szene scheint mir auch nur ein Nachspiel der eigentlichen Verlobung — du hast doch wohl nicht erst den Vater und dann die Tochter gefragt — wie?“

„Getroffen, Pechvogel! Die eigentliche Verlobung, um deine Anschauung zu acceptiren, war längst vorüber. Dieselbe spielte sich noch viel einfacher und rascher ab, — es war eine Verlobung bei der Laterne, beim Nachhausebegleiten von einer französischen Soirée. Ganz gegen meine Gewohnheit war ich stumm neben der, in die ich schon seit Monden sterblich verliebt war, einhergegangen, — ich fand fast zum erstenmal im Leben keine Worte, ich hatte keinen vernünftigen Gedanken, ich träumte mit offenen Augen. Endlich sagte sie leise und in verlegener Schüchternheit: „Sie sind heut so schweigsam, Herr Hermental, — fehlt Ihnen etwas?“ „Ja,“ rief ich, „ja, Herta, mir fehlt etwas, ich bin krank, ich liebe Sie, Herta, und ich kann nicht mehr leben, wenn Sie mich nicht wieder lieben.“ Sie blieb stehen, wie festgebannt, als ich das gesagt hatte, — es war dicht unter der großen Gaslaterne an der Ecke der Wenzelstraße und des Obermarktes, ich fühlte wie sie am ganzen Leibe zitterte und bebte und sie erwiderte mit fast erstickter Stimme: „Treiben Sie kein Spiel, Herr Hermental, mit einem Mädchenherzen — —“ Weiter kam sie nicht, denn ich schloß sie stürmisch in meine Arme, — es war ein riesiges Glück, daß uns der Zufall in diesem Momente dicht unter den Kandelabern postirt hatte, da, wo auf einem winzigen Fleck des Trottoirs die tiefsten Schatten lagen. Freilich entriß sie sich sogleich meinen Armen, aber es war doch schon geschehen, ich hatte zwei, drei oder vier — wieviel es waren wird selbst dem scharfsinnigsten meiner Biographen festzustellen nie gelingen — der zartesten und doch feurigsten Küsse, die ich je geküßt, auf ihre in herrlichstem Karmin leuchtenden Lippen gehaucht und —“

„Und?“

„Nun — die Verlobung war geschehen. Mir kommt übrigens der Verdacht, Felix infelix, daß du dir nur meine Liebesgeschichte hast berichten lassen, damit du wenigstens weißt, wie es bei Gelegenheit des Abschlusses eines solchen Lebensbündnisses zugeht, und du nun leichter hast, dir dein Abenteuer zu ersinnen — —“

„Urteile selbst, Faust. Ich habe mein Lieb nicht schon mondenlang gekannt, ehe ich mit ihr den ewigen Bund schloß, ich habe sie sogar nicht eine Sekunde vorher gekannt —“

„Nicht eine Sekunde? Pechvogel, ich bitte dich, verschone mich wenigstens mit einem allzu großen Bären — —“

Felix Herder ließ sich nicht stören.

„Nicht eine Sekunde. Ich sah meine Helene, eine Helena ist sie an Schönheit und Liebenswürdigkeit, an Tugend aber reicht ihr der alten Griechen herrlichstes Weib nicht das Wasser — ich sah also meine Helene zum erstenmal erst, nachdem ich sie in meine Arme geschlossen hatte; ich war ihr auch nicht in die Arme oder an den Busen gesunken, wie du unter der Laterne, sondern ich war gesprungen, gesprungen mit einem Satz, wie ihn der Tiger macht und so gewaltig oder vielmehr sicherlich noch viel gewaltiger als Siegfried die Brunhild umarmte, wenigstens blutete meine arme, süße Helena heftig an der Stirn und auch ich hatte eine faustgroße Beule am Kopfe, und das eine ihrer tief dunkelblau leuchtenden Augen hätte ich ihr beinahe ausgestoßen, ausgestoßen mit meiner unglückseligen Nase, so stürmisch benahm ich mich gegenüber der geliebten Niegelesenen, Niegekannten — wie reimst du dir das zusammen, guter Faust?“

„Himmeldonnerwetter, Pechvogel,“ rief der Aesthetiker Richard Hermental und sprang von dem Lehnstuhl auf, in dem er bisher behaglich seine Cigarre geschmaucht hatte, „das ist starker Taback. Wenn du ans Dichten gehst, dann schreibst du das Produkt deiner kranken Phantasie mit Keilschrift nieder — —“

„Faust,“ antwortete Felix höchlichst belustigt, „reg' dich nicht auf, Gesichte ist's und kein Gedicht — —“

„Unsinn, Mensch, so ein verrückter Bär bist du garnicht, du am wenigsten, — du wirst auf ein unbekanntes Mädchen so gesprungen, — nein, reden wir nicht weiter davon, — der Unsinn ist zu toll — haarsträubend —“

Felix Herders Gesicht nahm jetzt einen etwas ernsteren Ausdruck an.

„Und wenn ich dir mein Ehrenwort gebe, Faust, — —“

„Worauf?“

„Daß es sich mit meiner Herzensgeschichte genau, buchstäblich so verhält, wie ich eben erzähle — —“

Hermental blieb dicht vor seinem Freunde stehen und schaute ihm mit gespannter, fast besorgnisverratender Aufmerksamkeit an.

„Dann — dann Pechvogel, halte ich dich für wahnsinnig. Weiter nichts.“

Nun mußte Felix Herder doch wieder lachen.

„Nein, mein Junge. Ich bin bei gesunder Vernunft und — habe dennoch die Wahrheit gesagt. Ich will dich aber nicht länger auf die Folter spannen. Du entsinnst dich doch auf das Eisenbahnunglück, das vor zwei Monaten zwischen Burgfeld und Achelstein geschah? Du hattest damals grade bis über die Ohren zu tun mit deiner Habilitationschrift, — wir kamen wochenlang nicht zusammen. Ich war zur Hochzeit meiner Kusine Anna Wörlich nach Achelstein geladen gewesen und wollte mit dem Abendzuge hierher zurückkehren. In Achelstein hält der Schnellzug höchstens eine halbe Minute. Als er in den Bahnhof hereingebraut war, öffnete ich mir selbst das erste beste Coupée zweiter Klasse und sprang hinein. Daß ich mich keineswegs allzusehr beeilt hatte, bewies der Umstand, daß sich der Zug sofort, als ich kaum die Coupéekür hinter mir zugezogen hatte, wieder in Bewegung setzte. Da erst ward ich gewahr, daß in der entgegengesetzten Ecke des Coupées eine Dame lehnte, tiefverschleiert und augenscheinlich fest schlummernd. Die schon hereinbrechende Dunkelheit half dem Schleier das Gesicht der Dame vollständig verbergen, aber an der Kleidung, der durch einen sehr geschmackvollen Mantel in ihren Armriß nicht ganz verhüllten Figur und an der einen zarten und doch vollen, weißen Hand, die einen lilafarbenen Handschuh in der Fingern hielt, erkannte ich, daß die Dame jung war. Ich hätte selbstverständlich auch gern das Gesicht gesehen, aber meine Distraction hielt mich von jeder Annäherung an die Schlafende ab. Viel Zeit blieb mir auch nicht zu Betrachtungen der mir jeden-

falls interessanten Unbekannten, denn kaum eine Viertelstunde, nachdem wir den achelsteiner Bahnhof verlassen, halbwegs zwischen Achelstein und Burgfeld ertönte ein furchtbar schriller Pfiff von der Lokomotive her, im selben Augenblicke hörte ich auch und fühlte, daß die Bremsen des Zuges mit äußerster Gewalt zu arbeiten anfingen, dann aber bekam ich einen Stoß, daß mir blitzschnell der Gedanke durchs Hirn schoß, nun ginge die Fahrt direkt in das angeblich bessere Jenseits — in eben demselben Momente flog ich schräg hinüber, trotzdem ich mich instinktiv fest an die Armlehne der Polsterbank geklammert hatte, und prallte mit heftigem Stöße an die bisher in ahnungslosem Schlummer befangene, von meiner Existenz noch garnichts wissende Mitreisende. Gleichzeitig krachte und knirschte, donnerte und blitzte es weit ringsumher, hunderte von Schreien furchtbaren Entsetzens, der Angst und des Schmerzes tönten zum Himmel, und für einen kurzen Augenblick verlor ich meine Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einer halbliegenden Stellung, noch in dem Coupée, das ich in Achelstein bestiegen, aber das Coupée hatte kein Dach mehr, — ein oder zwei Sterne schauten freundlich vom Himmel zu uns nieder, der eine große war, wie ich mich später überzeugte, die Venus, und die hatte alle Ursache befriedigt auf mich hernieder zu sehen, denn ich hielt fest umschlungen meine Helene — und ihre Arme klammerten sich desgleichen fest an mich. Allerdings nur solange, bis auch sie die Augen aufschlug, und das geschah, — heut möchte ich fast sagen, unglücklicherweise, — sogleich nachdem ich zur Besinnung gekommen. Dann ertönte aus dem reizenden Munde, den jetzt der vollständig zerrissene Schleier nicht mehr verhüllte, wieder ein Schrei, aber kein gar zu lauter und gar zu entsetzter, und ich hörte die Worte: „Am Gotteswillen, mein Herr, wo sind wir, was ist geschehen — mein Kopf, mein Auge.“

Ihre Stirn blutete, so hatte mein abscheulicher Schädel sie gestoßen und ihr Auge schmerzte heftig, doch war augenscheinlich nichts an ihr gefährlich verletzt. Auch ich war bis auf die erwähnte große Beule heil davon gekommen. Im Nu war ich auf den Beinen und half auch ihr sich erheben. Auch das Coupée zu verlassen war uns nicht schwer, denn die Coupéekür an der Seite, wo ich gesessen, war — der Himmel weiß wie — total zertrümmert. Unser Waggon stand — etwas wind-schief — mitten auf dem Felde, ungefähr 20 Schritte vom Schienengeleise. Ringsumher standen und lagen die übrigen Wagen des Zuges, einige vollständig umgekehrt — die Räder zum Himmel reckend — alle waren mehr oder minder schwer beschädigt und von allen Seiten, aus jedem der Waggon, unter allen Trümmerhaufen hervor schrien, weinten und stöhnten verunglückte Passagiere. Wir waren übrigens nicht die einzigen — meine Unbekannte und ich — die sich so leidlich wohlbehalten auf den Beinen befanden, wohl ein Duzend Menschen standen oder liefen umher, — aber auch sie hatten vollständig den Kopf verloren — entweder stierten sie in fassungslosem Entsetzen starr auf irgend einem Punkt der Unglücksstätte oder schrienen sinnlos mit den Verwundeten und Hilfslosen um die Wette. Mir ging sofort der Gedanke auf, daß da am allerdringendsten nottue, Hand anzulegen, und meine spezielle Unglücksgefährtin sprach diesen Gedanken im selben Momente auch schon aus:

„Wir müssen helfen, mein Herr. Wir können es. O wenn nur Aerzte da wären.“

„Ich bin Arzt, mein Fräulein,“ sagte ich. „Ich werde meine Schuldigkeit tun. Und wenn Sie mir helfen wollten, sobald Sie Sich von dem furchtbaren Schrecken ein wenig erholt haben — —“

„Hier gibt es keine Zeit zum Erholen, Herr Doktor,“ erwiderte sie, und im selben Augenblicke eilte sie auch schon so rasch, daß ich ihr kaum folgen konnte, dahin, woher die jämmerlichsten Hilferufe, das herzbrechendste Wehgeschrei ertönte.“

„Was soll ich dir nun noch viel erzählen, Faust,“ unterbrach sich jetzt Felix Herder. „Du bist in den Jahren 70 und 71 als freiwilliger Krankenträger Kriegsbummler gewesen und weißt wie es auf einem Schlachtfelde, wenn eben erst Waffen-

ruhe eingetreten, zugeht. So ungefähr sah es auf unsrer Unglücksstätte aus und so wie unter derartigen Umständen ein Militärarzt hatte ich zu arbeiten — fast fünf ganze Stunden lang bis lange nach Mitternacht bei prächtiger Mond- und Sternenbeleuchtung.“

„Und deine Unbekannte oder vielmehr deine Braut?“ fragte Richard Hermental.

„Sie — o — das ist nicht zu beschreiben. Ich wurde müde — ich hätte manchmal, ein klein wenig nur, ausruhen mögen — sie nicht — nicht eine Sekunde lang, — sie eilte unermüdet die ganze Nacht von einem Verwundeten zum andern, sie brachte ihnen von weit her Wasser herbei, nachdem sie die Weiber eines benachbarten Dorfes allarmirt hatte, — die ihr gehorchten, wie Soldaten ihrem Feldherrn, sie half verbinden, — sie war überall und tat alles, was nur ein Mensch tun konnte, und wie sie mir dabei erschien, wie ihr Antlitz, zwar von tiefem Weh bewegt, dennoch leuchtete im Feuer samaritischen Barmherzigkeitssehens — — nein, Richard, es wäre Torheit, wollte ich dir davon einen Begriff beibringen, so was müßtest du selbst erleben.“

„Ich danke, ich habe schon mein Teil weg vom ewig Weiblichen, kann deswegen so ein glückliches Eisenbahnunglück wirklich erleben. Uebrigens das Unglück wurde auch für eure Mitreisenden nicht allzuschlimm, wenn ich mich recht erinnere.“

„Nein — tot war niemand und lebensgefährlich verletzt auch keiner. Das gewaltsame Anziehen aller Bremsen des Zuges war grade noch zu rechter Zeit gekommen, um einer sicherlich nicht unbeträchtlichen Zahl von Menschen das Leben zu retten. Der Lokomotivführer hatte plötzlich vor sich auf den Schienen einen großen dunklen Gegenstand entdeckt und blitzschnell alles angewandt, um den Zug augenblicklich zum Stehen zu bringen. So war der Zug mit sehr verminderter Fahrgeschwindigkeit auf das Ding gestossen, das sich als ein vom Winde umgebrochener Baumstamm, den einige Tage vorher der Blitz getroffen hatte, erwies. Das Entgleisen des Zuges war freilich doch nicht zu hindern gewesen, — die Schuld an dem Unglück trug, wie fast immer in solchen Fällen, die Verwaltung der in Privathänden befindlichen Eisenbahn, welche aus schäbiger Sparbarkeit nicht für genügende Inspektion der Strecke gesorgt hatte.“

„Und deine Verlobung?“

„Nun, die war eigentlich schon geschehen, als mich das Geschick meiner Helene so unvernünftig brutal in die Arme warf. Wenigstens mir war es während der ganzen Zeit unsrer gemeinsamen Samaritertätigkeit, als gehörten wir schon lange zusammen. Und auch sie wunderte sich garnicht, als ich, nachdem wir unsre Arbeit getan, ihr den Arm bot, sie ins Dorf führte und ein Gefährt requirirte, um sie nach der nächsten Stadt zu bringen. Ich war so sehr in dem Gedanken befangen, daß wir eigentlich

uralte Bekannte waren — soweit man mit einem Mädchen von noch nicht zwanzig Jahren uralte bekannt sein kann, — daß ich ganz vergaß, mich ihr vorzustellen. So hatte ich denn auch noch gar keine Ahnung, wie ihr Name sei, als ich ihr sagte:

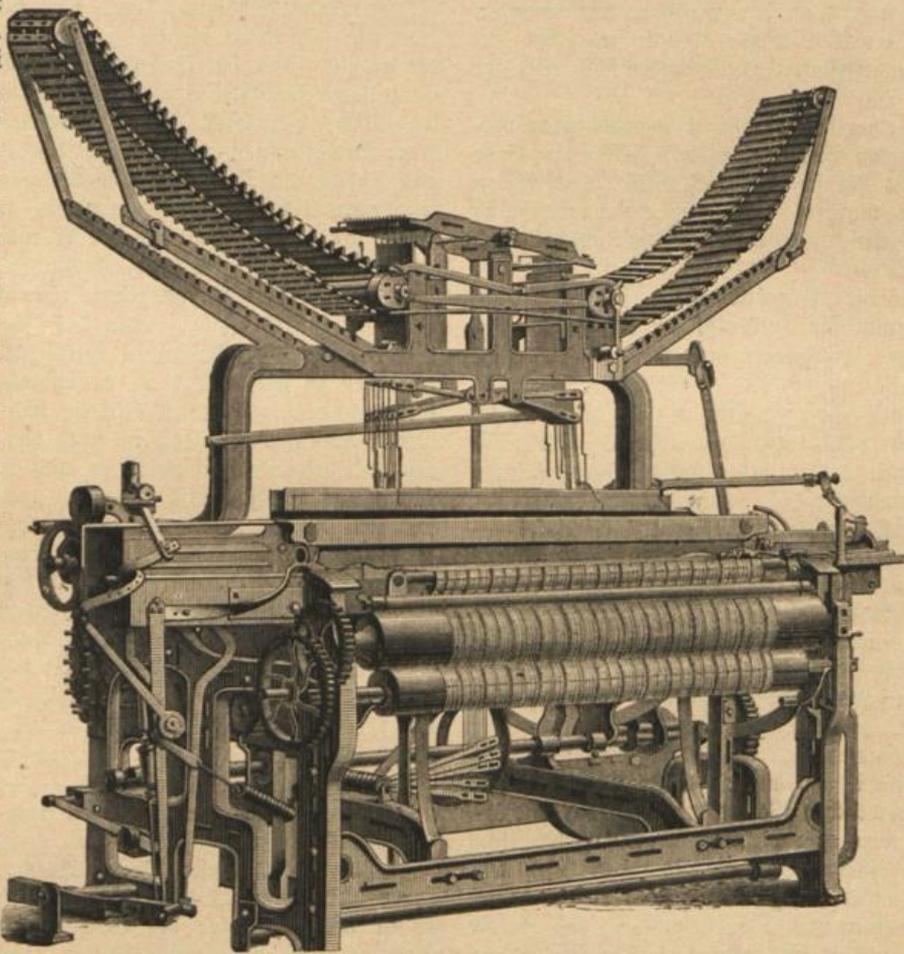
„Erscheint es Ihnen nicht auch so, als wenn fünf solche Stunden, wie wir sie soeben miteinander durchlebt, die Menschen einander näher bringen, als es oft fünf Jahre häufigsten Verkehrs tun?“

Sie schaute mir ernst ins Gesicht und neigte ihr vom Fieber höchster, aufregendster Anstrengung hochgerötetes und dabei wunderbar lieblich anzusehendes Antlitz.

„Ja — so scheint es mir auch,“ sagte sie langsam.

„Nun denn,“ platzte ich los — „ich versichere dich, Richard, ich hatte ehe ich die Worte aussprach, selbst noch mit keiner

Silbe daran gedacht, aber ich hätte sie auch nicht zurückhalten können, es quoll mir unwiderstehlich aus tiefem Herzen empor. „Nun denn — so tue ich denn wohl auch nicht unrecht, wenn ich sie bitte,“ denke dir, Richard, ich sagte nicht einmal gnädiges Fräulein oder bloß mein Fräulein — alle Formlichkeit schien mir überflüssig und unangebracht, — „mir eine Frage, — so seltsam und indiscret sie unter andren Umständen scheinen möchte, ohne jeden Rückhalt zu beantworten?“ Und sie benahm sich auch ganz anders, als sich Mädchen bei solcher Gelegenheit zu benehmen pflegen, — sie sah nicht verlegen oder verwirrt, verschämt oder schüchtern errötend zu Boden, sie schaute mir immerfort mit großen Augen forschend ins Gesicht und dabei verlor sich allmählich die Röthe ihres Antlitzes, ganz allmählich, und sie



Teppichstuhl. (Seite 192.)

sagte mit einer Ruhe, die fast unheimlich kontrastirte mit ihrer offenbaren physischen Erregung:

„Fragen Sie.“

„Ich frage Sie, ich muß Sie fragen, — —“ ich atmete zweimal tief auf, ehe ich fortfuhr, — „ich muß sie fragen, ob Ihr Herz noch frei ist!“

Dann fühlte ich, wie mir eine siedendheiße Röthe ins Gesicht stieg, — alle Pulse schlugen mir und der Atem verging mir, bis sie langsam und leise antwortete:

„Und wenn ich sagte, es ist noch frei — —“

„Dann — dann — ich sprang im Wagen auf und warf mich ihr zu Füßen und — ich sage dir, Richard, für einen kühlen Beobachter wäre ich wie ein Verrückter erschienen, — denn ich sagte eine Weile garnichts — ich glaube beim Himmel, ich habe in einem Atem gelacht und geweint, wie ein närrisches Kind, und sie beugte sich über mich und sprach auch kein Wort, aber sie legte ihre Hände auf mein Haupt, und als ich endlich wieder ein wenig zu mir selbst kam, rief ich nun, — lache mich gründlich aus, Richard —: „Mein, mein — nicht wahr — mein?“ Damit sprang ich auf und preßte sie stürmisch und ge-

waltsam in meine Arme. Wie lange der Kausch meiner Seligkeit gedauert, weiß ich nicht zu sagen; als ich endlich zu mir kam, da gewahrte ich zu meinem furchtbaren Schrecken, daß mein Mädchen eine Ohnmacht umfassen hatte — das war gewiß nur zu natürlich — nach den entsetzlichen Aufregungen und Anstrengungen der letzten Stunden — —

„Denen deine sigfriedhafte Art zu freien, glücklichster aller Pechvogel, allerdings die Krone aufsetzte,“ fiel Richard Hermental ein, — „so etwas ist mir allerdings noch nicht vorgekommen. Zuerst stößt der Mensch seiner Zukünftigen fast den Kopf ein und bohrt ihr beinahe mit seiner allerdings ihrer Form nach zur gefährlichen Stoßwaffe ganz geeigneten Nase fast das Auge aus, dann läßt er sie fünf Stunden lang in Nacht und Graus den Heilgehilfen spielen und zuguterletzt führt er vor ihr ein Schauspiel auf, das selbst gänzlich unangegriffene Weibererven auf das empfindlichste irritiren würde, drückt sie, preßt sie, quetscht sie mit seinen ungeeschlachten Liebsohnen halb oder gar dreiviertel tot.“

„Nun — ich kann eben den Pechvogel niemals ganz verleugnen. Schlecht bekommen ist's aber meiner Helena am Ende doch nicht und verziehen hat sie mir auch alles, was ich an ihr gesündigt. Sie ist übrigens nicht nur ein ungewöhnlich schönes, sondern auch geistig und körperlich ein ungewöhnlich kräftig organisiertes Weib — —“

„Wie es sich für die Brunhild eines solchen Helden schickt,“ schaltete Hermental ein. „Weißt du denn aber jetzt, von wannen sie ist und wie ihr Familienname lautet, — ich traue dir zu — —“

„Nein, nein,“ lachte Herder. „Mehr als ich dir eben gebeichtet, brauchst du mir nicht zuzutrauen, Faust. Sie heißt Helene Heideck und ist die Tochter des ehrsamten Bürgermeisters der guten Stadt Angermühl.“

„Ein Bürgermeistertöchterlein aus einem Krähwinkel — Pechvogel, das hängt deiner hochpoetischen Verlobungsgeschichte ein gut Stück Prosa an.“

„Nicht nur Prosa, Bester, über die würd' ich mich in den Armen einer wahrhaftig nicht profaischen Braut schon zu trösten wissen, sondern sogar Pech — und daran wirst du deinen Pechvogel wieder erkennen. Mein Herr Schwiegervater — ich sage nicht Schwiegervater in spe, denn von Hoffnung braucht da nicht mehr die Rede zu sein, wo absolute Gewißheit herrscht — mein Herr Schwiegervater also ist ein äußerst bedächtiger Herr und verfügt über einen beträchtlichen Vorrat bedenklicher Grundsätze. Zunächst betrachtet er seine oder vielmehr meine Helene trotz ihrer neunzehn Jahre noch ganz wie ein Kind, bei dem kein Mensch an Verlobung, viel weniger an Heirat denken könne. Wiederholt und sehr ernstlich hat er ausgesprochen, daß ehe sie nicht wenigstens 25 Jahre alt ist, an eine eheliche Verbindung nicht mit einer Silbe gedacht werden dürfe. Dann gedenkt er, wie so mancher vorsorgliche Vater, sich seinen Schwiegersohn selbst und zwar in Angermühl oder seiner nächsten ländlichen Umgebung auszusuchen, außerdem hat er bereits sein Ideal fertig im Kopfe, und das ist: nicht so ein Herr Obenhinaus von Studirtem, — er selbst hat zwar eine gute Schulbildung genossen, aber nicht studirt — sondern ein gesetzter Bürger, — höchstens oder wohl am liebsten ein Pastor — —“

„Ja, lieber Junge,“ rief nun Hermental, — „da stehen deine Aktien ja verteuftelt schlecht —“

„Nun, ich habe keine Furcht, und meine Helene, mit der ich hier, während sie eine Tante besucht, einen Monat lang täglich zusammengekommen und der Glückliche der Sterblichen gewesen bin, ebensowenig. Der alte Heideck hat seine Marotten, ist aber ein grundguter, kernbraver Mann, mit dem man alles erreichen kann, wenn man seinen eignen Grundsatz: „Gut Ding will Weile haben“ nicht außer Auge läßt. Wenn ich eine solide Existenz habe und er ein wenig vorbereitet ist, so wage ich einen energischen Sturm auf des Alten Herz. Das kann freilich noch ein Jahrzehen dauern, ehe es an der Zeit ist. Jetzt sollst du aber auch das Bild meiner Helene sehen, aber — —“

Felix Herder erhob sich und schritt auf sein Schreibpult zu.

Jedoch ehe er es geöffnet hatte, läutete die Thürlocke.

„Ein Besuch,“ sagte Hermental.

„Wohl kaum — aber vielleicht ein Brief, und wenns Glück will, von ihr,“ entgegnete Herder und eilte zur Thür.

Es war in der That der Briefträger, aber der Brief, den er überreichte, sah nicht aus, wie ein Liebesbrief. Er war groß und ziemlich schwer und zeigte ein mächtiges Siegel.

„Merkwürdig,“ sagte Herder etwas enttäuscht. „Das ist ein Schreiben mit einem richtigen Amtsgesicht — —“

Er erbrach und überflog es. Dann reichte er es dem Freunde.

„Meine Verlobungssache war Glück im Unglück — das ist Unglück oder wenigstens Pech — mein altes Pech — im Glück — — lies.“

Hermental ließ seine Augen über die Zeilen gleiten.

„Ah — sieh da — du hast dich um eine Anstellung bei der großen, schon seit längerer Zeit in Vorbereitung begriffenen Centralamerikanischen Expedition beworben und — das ist freilich Glück, viel Glück — felix felicissime, — man nimmt deine Bewerbung an; du aber hast jetzt deine Helene im Sinn und findest als Verliebter und Verlobter keine Lust mehr an so abenteuerlichen Unternehmungen, — und das ist in der That Pech, *pix personalis*, wie der Lateiner sagt, *felix infelix*.“

„Da erkennst du mich, Fauste: Lust wie nur je. Aber, sage du mir, kann ich fortgehen, vielleicht auf Jahre — sicher auf ein ganzes Jahr, ohne das Band mit meinem Lieb so fest geknüpft zu haben, sie so offiziell zu meiner Zukünftigen geworden zu haben, daß ich wenigstens offen und frei mit ihr korrespondiren, mit ihr in direktem und häufigem Schriftverkehr bleiben kann und ohne daß sie durch das Bewußtsein, durch eine der Welt bekannte Verbindung an mich geknüpft zu sein, sich beruhigt und getröstet fühle über die weite Entfernung zwischen uns und die lange Zeit der Trennung?“

„Das ist freilich wahr,“ entgegnete Hermental nachdenklich. Dann warf er den Kopf zurück und sagte leichthin: „Was da. Ungewöhnliche Verhältnisse verlangen ungewöhnliche Mittel. Fahre fort, wie du bei deiner Liebesangelegenheit bisher verfahren — stürmisch, gewaltsam. Ueberfalle den würdigen Stadtvater von Angermühl wie Zithen aus dem Busch — Weihnachten steht vor der Thür, — lehr' ein bei ihm als heiliger Christ oder als knecht Kupperecht, laß dich ihm per Post als anonymes Angebinde bescheeren oder so etwas — —“

Felix Herder waren inzwischen auch allerlei Anschläge durch den Kopf gefahren.

„Hast Recht, Fauste. Jetzt muß ich alle Bedächtigkeit fahren lassen. Die Expedition verläßt zu Neujahr Deutschland. Wir haben noch acht Tage bis Weihnachten — da ist Gefahr im Verzuge. Ich packe meine Sachen Jahre Hals über Kopf nach Angermühl und ergreife die erste beste Gelegenheit beim Schopfe meinen würdigen Herrn Schwiegervater im Sturme zu erobern. Dieser Brief ist so gut wie ein Anstellungspatent für ein solides, höchst solides Amt. Ist mein Name einmal als der eines an solch' einer Weltreise beteiligten hoffnungsvollen, selbstverständlich hoffnungsvollen, Anthropologen und Zoologen bekannt, so habe ich eine außerordentliche Professur und, wenn ich will, auch lukrative medizinische Praxis in Hülle und Fülle in der Tasche.“

„Amen! Das heißt: es soll also geschehen,“ sagte Hermental. „Also mach daß du nach Angermühl kommst und dort den gestrengen Herrn Bürgermeister auf größere oder geringere Herzenshärte untersuchst und dann recta via nach Centralamerika, um an den zahmen und den wilden Amerikanern deine Studien fortzusetzen, — viel Glück, felix infelix — dein Glück bleibe in Angermühl und dein Pech magst du jenseits des großen Wassers lassen —“

II. Tabakskollegium und Himmelsleiter.

In dem Herrenzimmer des Gasthofes zum blauen Engel in Angermühl ging es am Abend des 23. Dezember ziemlich still

zu. Die Weihnachtsvorbereitungen hatten in die sonst so getreue Schaar der Stammgäste, das sogenannte Tabakskollegium, welches die Honoratiorenschaft von Angermühl bildete, klassende Lüden gerissen.

Am den riesigen runden Tisch in der einen Ecke des weiten Gemachs, an dem sonst zehn bis zwölf und zwar teilweise sehr umfangreiche Menschenkinder zu sitzen pflögten, saßen nur drei und sonderbarer Weise waren es die wenigst behäbigen der ganzen Stammgesellschaft. Das kam vielleicht daher, daß die drei unverheirateten Standes waren, weshalb sie auch durch keine Weihnachtsvorbereitungen im Besuche des blauen Engels gestört wurden.

Der eine, der „Doktor“ Bispel — ursprünglich Barbier und Heilgehülfe, dann Chirurg und Tierarzt, schließlich in Angermühl und Umgegend in Ermanglung eines wissenschaftlich gebildeten Mediziners zum vielgesuchten Menschenarzt avancirt und jetzt auf den Vorbeeren eines garnicht unbeträchtlichen selbst-erworbenen Vermögens von den Strapazen seiner Laufbahn ausruhend — schüttelte bedenklich seinen spizen Kopf.

„Was habt Ihr, Doktor?“ fragte der zweite der Stammgäste, ein alter Steueramtskalkulator, der so sehr Zahlenmensch geworden war, daß er bei jeder Gelegenheit erklärte, er könnte ohne seine Steuerlisten mit ihren endlosen Zahlenreihen nicht leben und werde sich niemals pensioniren lassen oder zur Ruhe setzen. „Ich rechne, Doktor, ihr seid dabei, etwas Fatales oder wenigstens Ungewöhnliches, etwas Störendes zu entdecken, he Doktor?“

Der Doktor legte den einen seiner auffällig langen knochigen Zeigefinger auf den Mund:

„Pst!“ machte er, und dann flüsterte er mit vorgebeugtem Oberleibe über den Stammtisch hinüber: „Der Fremde da in der Ecke — hm — ist mir verdächtig. Sie, Institutsdirektor, sehen Sie Sich den Menschen mal an, — heut Mittag ist er angekommen und übers Fest will er hier bleiben. Er kennt keine Menschenseele hier — das hat er selber gesagt, — was sucht der in so'ner Zeit, wie Weihnachten ist, hier — kann einer von den Herren sich das vielleicht zusammenreimen?“

Der dritte der Herren schüttelte bedächtig seine langen, verworren um die Schläfen hängenden grauen Haare, der andere noch bedächtiger seine Glase. Keiner konnte sich zusammenreimen.

„Er muß doch was wollen, irgend was vorhaben hier,“ kalkulirte der Doktor, der im Kombiniren und Kalkuliren und auch im Phantasiren stets groß gewesen war. „Und da fragt sich, ob das was Gutes ist, was er hier vorhat.“

Die anderen nickten, — das fragte sich freilich.

„Und wenn mich — hm — mein Scharfblick nicht täuscht — und er täuscht mich selten — hm — da ist's nichts Gutes. Nämlich eben, als der Institutsdirektor sagte, unser Bürgermeister käme heut noch her, da fuhr er darüber förmlich in die Höhe und wurde dazu rot und dann gleich ganz weiß wie 'n Höß' und wurde dazu rot und dann gleich ganz weiß wie 'n Höß' und wurde dazu rot und dann gleich ganz weiß wie 'n Höß' — es gehörte zu den Eigentümlichkeiten des „Doktors“ stets, ohne es selbst recht zu wissen und zu wollen, ganz gewaltig zu übertreiben und aufzuschneiden.“

Die Herren schüttelten die Köpfe. Sie wußten durchaus nicht, was sie dazu meinen sollten. Aber sie erklärten sich völlig übereinstimmend mit dem Doktor bereit, dem Fremden alle möglichen bösen Absichten und Schlechtigkeiten zuzutrauen.

„Sehen wir den nicht so an,“ ermahnte der Doktor seine Freunde. „So'n Kerl gegenüber muß man dumm tun, wenn man was über ihn rauskriegen will.“

Das Dummtun schien den Herren nicht schwer zu fallen, — sie schnitten bewundernswert nichtsagende Gesichter, bis der Fremde — Felix Herber war es — nach kurzem Gruße, den keine Menschenseele erwiderte, das Zimmer verlassen hatte.

„Hm — ich sage,“ begann der Doktor, — „der geht wegen unsrem Bürgermeister.“

„Was — wegen unsrem Bürgermeister?“ fragte der Kalkulator mit weitaufergerissenen Augen. „Meint Ihr, Doktor, daß der unsrem Bürgermeister etwa was antun will?“

Der Doktor schüttelte eifrig den Kopf.

„Das nicht — hm, das nicht. Ausweichen will er ihm, denk ich mir — er weiß genau, daß unser Bürgermeister auch unser Polizeiverwalter ist —“

Der Kalkulator machte Ah! und der Institutsdirektor nickte. „Johann,“ rief der Doktor den eben eintretenden Hausknecht an, „weiß er, wo der fremde Mensch mit dem schwarzen Schnauzbarte hingegangen ist?“

„Na ob ich das weiß, Herr Doktor. Mich hat er ja gefragt, wo noch ein anständiges Glas Bier zu kriegen wär und da konnt ich natürlich nicht anders als ihm sagen, in der Himmelsleiter, und da ist er hingegangen.“

„S wär der Abwechslung wegen, sagte er,“ erzählte Johann weiter. „Und dann fragte er, wie lange die Herren Stammgäste gewöhnlich hier bleiben abends und besonders wenn der Herr Bürgermeister abends zuhause ginge.“

„Da haben wir's!“ triumphierte der Doktor. „Ich laß mich hängen, wenn der wieder kommt, eh' er glaubt, daß unser Bürgermeister wieder fort ist! Weiß er sonst noch etwas von dem Menschen, Johann?“

„Nee weiter nichts,“ sagte Johann. — „Daß er vorhin „Papier — Makelatur sagt' er — von mir verlangt hat, ist ja natürlich nichts.“

„Was hat er verlangt, — Makelatur?“ fragte der Doktor. „Wer weiß, ob das so gar keine Bedeutung hat. Was machte er denn mit der Makelatur?“

„Weiß ich nicht,“ sagte Johann. „Hauß ging er mit dem Makelatur.“

„Halt, Johann — noch eins,“ rief der Doktor eifrig. „Was war denn das für Makelatur? —“ „Nämlich,“ fügte er hinzu, „die kleinste Kleinigkeit kann manchmal zur Entlarvung so eines Kerls führen.“

„I nu, was wirds für Makelatur gewest sein,“ brummte der Johann, „so'n Blättel riß er sich ab von so'm alten Schurnale — von dem da hier auf'm Tische.“

Der Doktor griff nach dem „Schurnale“ und blätterte darin. Es waren mehrere in eine dicke Ledermappe eingelegten Nummern des Kladderadatsch.

„Da — hier,“ sagte der Doktor, „da fehlt das erste Blatt von der Beilage der vorigen Nummer. Wenn das so einer ist, Ihr Herren, dann hat er vielleicht in den Annoncen eine Adresse gefunden, eine Adresse von 'nem Geschäft, wo für seinesgleichen was zu holen ist.“

Der Kalkulator konnte nicht umhin, den Scharfsinn seines Freundes zu bewundern, und der Institutsdirektor sagte mit gewichtigster Miene und bedeutungsvollem Tone:

„Schon möglich — schon möglich!“

„Ich rechne,“ erwiderte der Kalkulator, „daß man vielleicht einen Fingerzeig kriegte, wenn man das Blatt sähe.“

Die andern stimmten zu, — schade nur, ganz entsetzlich schade, daß das herausgerissene Blatt herausgerissen war.

Der Doktor rieb sich mit den langen dünnen Fingern die spize Nase und dachte nach. Er pflegte zu behaupten, daß diese Operation bei ihm stets von glänzendstem Erfolg begleitet sei; auch diesmal verhalfen ihm Finger und Nase zu einem guten Gedanken.

„Der Buchbinder drüben — der Felsch hat in seinem Journalsejzirkel auch den Kladderadatsch, — ich springe gleich selbst hinüber —“

Und behend, wie er vor einem halben Jahrhundert gewesen, da er noch als unermüdlicher Barbiergefelle und Todfeind aller Vartspuren von einem Hause zum andern hezte, war er fort.

Als er wieder kam, war er violettrot, und er pustete und sauchte wie eine Lokomotive, wenn sie sich in Bewegung zu setzen beginnt.

„Da haben wir's — hm — hm — hm,“ leuchte er. „Der Kerl — hm — hm — hm — ist entlarvt — ich habe es herausgebracht, ich — tausend Taler Belohnung — hm — das ist ein Wei — Wei — Weihnachtsgeschenk vom lieben Gott.“

Und er fiel fast auf seinen Lehnsessel — so fürchterlich aufgeregert war der gute Mann.

Die Freunde starrten ihn grausam gespannt an — alles stand bei ihnen angelweit offen, wie ein Scheintor, das einen hochbeladenen Heuwagen zu empfangen bereit ist: Augen, Ohren, Mund und Nasenflügel.

„Tausend Taler, Belohnung“ — sagte der Institutsdirektor, jede Silbe betonend, „damit muß es ja wenigstens ein Mörder sein.“

„Ich rechne,“ fügte der Kalkulator hinzu, „es ist der siebenfache Raubmörder aus Rußisch-Polen —“

Diese Rechnung hatte ein Loch — der Doktor schüttelte den Kopf. Er sah sich in der außer den drei Stammgästen keinen Menschen bergenden Gaststube ängstlich um, griff hastig in die obere Seitentasche seines langen Rockes und breitete ein Annoncenblatt auf den Tisch aus.

„Da“ — machte der Doktor — „da ist er!“

Und er wies auf das Porträt eines großbärtigen Mannes, welches mitten auf dem Annoncenblatt prangte.

Die Herren sahen das Porträt an, schüttelten höchlichst erstaunt die Köpfe und fragten gleichzeitig: „Wer?“

„Na — der — der fremde Mensch!“

„Der da?“ fragte der Kalkulator immer noch mit dem Ausdruck höchster Verwunderung, indem er auf die Ecke wies, in der Felix Herder gegessen hatte.

Der Doktor nickte.

„Natürlich — wer denn sonst?“

„Aber Doktor, das ist hier — da steht ja auch gedruckt — ein Mann von einigen 40 Jahren mit einem großen Vollbart und der da“ — und er wies wieder in die Ecke — „ist ein junger Kerl von kaum dreißig mit einem kleinen Schnauzbärtchen.“

Der Doktor lächelte geringschätzig.

„Aber ich bitte Euch, Ihr Herren, daß so ein mit allen Hindern gehezter Verbrecher affkurat so in die Welt hinausfährt, wie er sich vorher hat photographiren lassen, das ist doch sicherlich nicht der Fall!“

Der Doktor schüttelte ganz verzweifelt den Kopf über den gänzlichen Mangel an Scharfsinn bei seinen beiden Freunden.

„Man braucht nur den Steckbrief zu lesen,“ und er senkte die spitze Nase tief aufs Papier und begann zu lesen:

Steckbrief.

Nebenstehend porträtirter Karl Franz Fürchtegott Hasenmeier, bislang Kassirer im Bankgeschäft von Seligmanns Eidam Levysohn, evangelisch, 43 Jahre alt, mittelgroß, brünett, mit schwarzem wohlgepflegtem Vollbart, sehr wohl aussehend, hat die ihm anvertraute Kasse um eine Summe von wenigstens 30 000 Taler bestohlen und ist seit dem 29. Novbr. d. J. flüchtig gegangen.“

Der Doktor machte eine Kunstpause.

„Es sind da allerdings einige Anhaltspunkte...“ begann der Institutsdirektor nachdenklich.

„Bitte, Ihr Herren, nun kommts erst: Es ist Grund vorhanden,“ der Doktor las sehr langsam und betonte jede Silbe auf das nachdrücklichste, „zu der Vermutung, daß der Verbrecher sich noch nicht ins Ausland begeben hat, sondern irgendwo im Inlande — la — ti — tirt,“ der Doktor schaute die Freunde bedeutsam an, und wiederholte: „la — ti — tirt.“ Weiter: „Zu berücksichtigen dürfte sein, daß derselbe, falls er sich seines Vollbarts entledigt, erheblich jünger erscheinen könnte, als er ist, und wenig oder gar keine Ähnlichkeit mit nebenstehendem Porträt zeigen möchte.“

Mit der Miene eines Triumphators legte der Doktor das Annoncenblatt auf den Tisch.

„Nun, was sagt Ihr Herren jetzt?“

„Ich rechne,“ sagte der Kalkulator, — aber was er rechnete sagte er nicht.

„Stellen wir einmal die Indizien zusammen, Doktor,“ meinte der Institutsvorsteher. „Nur ja nichts übereilen. Also.“ Er erhob den Zeigefinger seiner rechten Hand und fuhr fort:

„1. er kommt zur Weihnachtsfeier hier an und will sich zu so ungewöhnlicher Zeit hier aufhalten, ohne einen achtbaren Grund angeben zu können.“ —

Dem Doktor ging es zu langsam, er fiel dem Bedächtigen ins Wort: „2. verlangt er gleichfalls ohne einen solchen achtbaren Grund Matulatur und reißt sich dann gerade das Blatt, welches den Steckbrief auf ihn enthält, aus dem Kladderadatsch.“ 3. schießt er bei Erwähnung unseres obersten Polizeibeamten in allerauffälligster Weise zusammen und läuft davon. 4. ist er mittelgroß und brünett. 5. ist sein Bart schwarz. 6. ist der Vollbart rasirt — frisch rasirt, das wird mir jeder Sachverständige bestätigen. 7. sieht er sehr wohl aus, 8. auch viel jünger als der auf dem Portrait hier, 9. zeigt er auch mit demselben, weil er den Vollbart schlauerweise abrasirt hat, wenig oder gar keine Ähnlichkeit. Also neun — wie sagten Sie doch gleich, Institutsdirektor, neun schwerwiegende Indizien beweisen seine J — J —“ er mußte sich wieder auf das vertratete Fremdwort, das ihm vorschwebte, besinnen — „J — dendiedäh.“

„1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9“ — zählte der Kalkulator an den Fingern. „Ich rechne: das ist der Hasenmeier.“

Auch der Institutsvorsteher erklärte:

„Es kann — wohl — kaum — anders — sein.“

Der Doktor strahlte vor Glück.

„Wenn ich tausend Taler — hm — hm — hm! — habe, gebe ich sofort 50 Mark in die Armentasse — hm — hm — 50 Mark werden am Stammtisch verkneipt — und der ganze Rest wird gleichfalls zu wohlthätigen Zwecken verwendet — —, d. h. wenn ich tot bin.“

Ueber diese Disposition schienen die Freunde wenig erbaut; der Institutsdirektor brummte etwas wie „Fils!“ in seinen spärlichen Bart und der Kalkulator spuckte mit giftiger Miene aus. Der Doktor bemerkte in seiner Seligkeit nichts davon und sprach:

„Nun muß man den Kerl aber auch festhalten. Da habe ich denn auch meinen Plan bereits fix und fertig, und die Vorbereitungen,“ er rieb sich höchst selbstvergnügt die Nase, „sind auch schon getroffen.“

Die Freunde konnten trotz ihrer innerlichen Entrüstung nicht umhin, ihn wiederum erwartungsvoll anzusehen.

„Ich habe vorhin schon vom Buchbinder aus unserem Polizeiwachtmeister sagen lassen, er solle sich zur Abfassung eines ungeheuer gefährlichen Verbrechers hier einfinden.“

„Ich rechne, daß der Verbrecher sich hüten wird, so einem Polizeimenschen direkt in die Klauen zu laufen,“ warf der Kalkulator ein.

„Alles vorbedacht — alles, rein alles. Der Wachtmeister wird auf meine Anordnung in Civil kommen.“

Diese Worte waren noch nicht verklungen, als sich die Thür öffnete und der Verbrecher Hasenmeier wieder über die Schwelle schritt. Er sah etwas verdrießlich und ärgerlich aus, obgleich er keine blasse Ahnung davon hatte, daß da drei Menschen saßen, die bereit waren, ihn tot oder lebendig dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern.

Mergerlich war Felix Herder zuerst über sich selbst. Hals über Kopf war er nach Angermühl gefahren, hatte sich während der im ganzen volle sechs Stunden — 2½ auf der Eisenbahn und 3½ auf der Post — dauernden Fahrt unausgesetzt den Kopf zerbrochen, um ein Mittel zu ergrübeln, sich bei seinen zukünftigen Schwiegereltern in manierlicher und womöglich recht einnehmender Art einzuführen und war vorläufig auch nicht auf die leiseste Spur eines verminderten Gedankens gekommen, trotzdem er nun schon vier lange, recht herzlich langweilige Stunden hier war.

Er hatte seiner Helene geschrieben, daß und wodurch er gezwungen sei, sich ihrem Vater ohne allen Verzug zu entdecken, auch daß er nach Angermühl kommen werde und auch nicht eher etwas auf eigene Faust unternehmen werde, bis er ihren Rat und ihre Wünsche entgegengenommen. Diesen inhaltschweren Brief mußte er desjelbigen Weges gehen lassen, die seine früheren Schreiben auf Wunsch Helenens genommen, nämlich an die Adresse einer verheirateten Freundin in einem Nach-

barorte von Ungermühl. Wenn nun die Freundin sich nicht so beeilte, wie er die ihm Unbekannte schriftlich gebeten, wenn sie gar im Drange und Trubel der Weihnachtsgeschäfte den Brief vergaß oder nicht Zeit und Gelegenheit hatte, ihn durch zuverlässige Boten an Helene zu befördern — —?

Felix schüttelte unmutig den Kopf und sah finstern vor sich hin. Das konnte für ihn ein schönes Weihnachtsfest geben. Hier unter lauter Fremden, die noch dazu, zum Teil wenigstens, vielleicht vor festlicher Aufregung ganz aus dem Häuschen zu sein schienen!

Felix Herder hatte nämlich soeben — da drüben in der von dem Hausknecht Johann die Himmelsleiter genannten Kneipe — so sonderbare Beobachtungen gemacht, daß er schließlich viel früher als er ursprünglich gewollt, wieder davongegangen war.

Anfänglich hatte man äußerst wenig Notiz von ihm genommen. Dann aber hatte er gesehen, wie die dort viel zahlreicher als hier versammelten Gäste, anscheinend ehrsame Handwerksmeister, auch einige kleine Kaufleute und Lehrer waren darunter — der Hauptwortführer wurde Herr Kantor genannt — nach ihm verstohlen hinschauten, die Köpfe zusammensteckten, zischelten, immer wieder ihn ansahen und alle ihre Gespräche leiser führten, als anfänglich. Noch seltsamer war ihm, daß einer der Anwesenden nach dem anderen mit rätselhafter Heimlichtuerei sich aus dem Gastzimmer durch die Küche hinausstahl, kurz darauf zur Hintertür wieder hereinkam, in respektvoller Haltung bei dem Tische, an dem er allein und ziemlich abseits saß, vorüberging und tief untertänigst grüßte. Am untertänigsten grüßte die Respektsperson unter den Gästen der Himmelsleiter — der Kantor. Derselbe war auch nicht nur einmal hinten hinausgeschlichen, um vorn sogleich wieder hereinzukommen und Felix Herder zu grüßen, sondern bereits zweimal. Felix wurde, je öfter sich das ihm unverständliche Spiel wiederholte, desto kühler, und als der Kantor zum zweitenmale so tief als möglich kniend, rührte er nur nachlässig die Hand zum Danke. Er glaubte durch diese Kälte der fatalen Komödie rasch ein Ende machen zu können, aber er hatte sich getäuscht, denn das Komplimentiren hörte nicht auf und plötzlich stand sogar die Wirtin der Himmelsleiter, eine runde von Fett und Freundlichkeit glänzende Frau, augenscheinlich festlich angetan, vor ihm und präsentirte ihm zwei Flaschen Wein auf einmal, einen ausgezeichneten Rotspohn, wie sie in stolzer Bescheidenheit sagte und einen Johannisberger, den ihr Seliger vor zehn Jahren in Rüdelsheim selbst eingekauft hatte und den man selbst bei König und Petit nicht besser bekommen könne. Die Worte König und Petit begleitete die vortreffliche Dame mit einem tiefen und so komischen Knix, daß Felix Herder trotz seiner schlechten Laune nicht umhin konnte, zu lächeln, umsomehr als er König und Petit als die vorzüglichste Weinhandlung der Residenz sehr wohl kannte und wußte, daß es dieser seit Jahrhunderten bestrenommirten Firma kaum drei oder vier Weinhandlungen in Deutschland gleichtaten an Güte des freilich sehr teuren Nebensafes.

„Ah, König und Petit — liebe Frau, ich trinke für gewöhnlich weder die Rotweine noch die Rheinweine von König und Petit,“ sagte er lächelnd. „Ich danke verbindlichst für ihren guten Willen, obgleich ich nicht begreife, wie ich — der ich hier gänzlich unbekannt bin und vorläufig auch bleiben möchte — zu dieser ungewöhnlichen Aufmerksamkeit komme.“

Hätte die von neuem tief knizende außerordentlich umfangreiche Dame Felix Herder nicht die Aussicht auf die Tische der ortsgehörigen Gäste total benommen, so würde er wahrscheinlich bemerkt haben, daß er sich einer argen Unvorsichtigkeit schuldig gemacht habe. Denn dort spitzte fast alles in atemloser Spannung die Ohren, ein leises Uha! entrang sich einer nicht unerheblichen Anzahl Lippen und mit Blicken wie: „Also richtig — er ist!“ sahen sich alle an. Die Absicht Felix Herders, durch seine ausdrückliche Versicherung, daß er hier zunächst unbekannt bleiben wolle, die offenbare Neugierde in ihre Schranken zu weisen, war nun sicherlich vereitelt. Aber er merkte hiervon wenig, denn er hatte genug mit der

Wirtin zu tun, die in ihrer handfesten Liebenswürdigkeit nicht leicht abzuschütteln war. Endlich tat Felix ihr den Willen, trank rasch ein Glas Wein und hatte die allergrößte Mühe, der überfreundlichen, mit heroischer Unermüdllichkeit knizenden und in ihn hineinschwazenden Frau Bezahlung für die ihm gebotenen Genüsse aufzudrängen.

Darauf war er so rasch als möglich auf und davon gegangen, jedoch nicht ohne zu bemerken, daß alle Anwesenden förmlich ehrfurchtsvoll von ihren Stühlen aufstanden und sich wie auf Kommando tief verneigten, als er mit kurzem Gruße zur Tür hinausging.

Er hatte eben noch einmal diese Erlebnisse der letzten Viertelstunde überflogen und sich gesagt, daß ihm die zubringliche Aufmerksamkeit dieses kleinstädtischen Publikum, gleichviel welchem Umstande sie geschuldet sei, noch recht unangenehm werden könne, da weckte ihn ein sehr vernehmliches Hm — Hm — Hm! aus seinem Nachdenken. Zu seinem größten Erstaunen und gelinden Schrecken bemerkte er, daß ihm schräg gegenüber an demselben Tische wie er, ein auffällig dürrer, kleiner Herr, mit einem Gesicht, das Felix Herder im stillen dummschlau nannte, Platz genommen hatte und ihn mit ganz verwunderlichem Mienenpiel betrachtete. Der Blick, welcher Felix dem „Doktor“ zuwarf, war nicht gerade freundlich, aber dieser nahm davon nicht die mindeste Notiz, sondern schaute ihn unverwandt mit weit-aufgerissenen Augen an.

„Wünschen Sie etwas von mir, mein Herr?“ fragte Felix Herder, der allgemach ganz rot vor Unwillen geworden war.

„Hm — hu — hm,“ antwortete der Doktor mit einer wahren Grabesstimme. „Ich habe Ihnen nur ein Wort zu sagen — ein „Wort“. Und bei diesen mysteriösen Worten rollte er seine kleinen Augen und schnitt ein Gesicht, als wenn er Khabarber einnehme.

„Ein Wort?“ fragte Felix Herder, der absolut nicht wußte, was er von dieser neuen Komödie zu halten habe. „Nun, wenn es nicht anders sein kann, so sagen Sie es.“

„Ja 's muß sein — es nützt Ihnen nichts mehr in der Welt — Herr Ha — Ha u. s. w., — dieses eine Wort lautet:“ Der gute Doktor hatte ungefähr so tief gesprochen, wie man auf den Bühnen im Faust den Erdgeist sprechen läßt und bei den letzten Worten hatte er die Stimme erhoben und schrie nun mit Trompetenton Felix Herder ins Gesicht: „Kladderadatsch.“

Jetzt war die Reihe des Gesichterschneidens an Felix Herder; am liebsten hätte er dem kleinen alten Herren laut ins Gesicht gelacht, aber da der Mann offenbar geisteskrank sein mußte, so bezwang er sich mit vieler Mühe, wobei eine Grimasse zutage kam, als wenn ihm eben eine große Fischgräte in den Hals geraten sei, und antwortete zunächst mit keiner Silbe.

Der „Doktor“ dachte: „Aha, er ist schon ganz niedergeschmettert, nun muß er vollends vernichtet werden.“

Und mit einem neuen, womöglich noch fürchterlicheren „hm — hu — pruh — hm“ hob er wieder an:

„Und noch ein Wort hab' ich Ihnen zu sagen — —“

„Noch eins?“ fragte Felix Herder, „ich bitte Sie, mein Herr.“

Der Doktor ließ ihn nicht weiter reden:

„Bitten Sie mich nicht, Herr Ha — Ha — —“

Er hielt inne, um die Wirkung zu beobachten — —

Jetzt erst fiel es Felix Herder auf, daß der Alte schon vorher einmal Herr Ha — Ha — gesagt hatte und er erschraf sichtlich: sollte sein Name, der ja mit H anfing, hier schon bekannt, sein Brief vielleicht in unrechte Hände geraten und Helene und er der Gegenstand des kleinstädtischen Geschwäzes sein?

Der Doktor hatte sich an seinem verdutzten Aussehen ge-weidet und wollte nun den letzten Schlag führen:

„Dieses zweite und letzte Wort lautet:

„Hasenmeier.“

Und Hasenmeier echote es im Tone tiefster Entrüstung aus den Ecken des weiten Gemachs, denn auch der Kassulator und der Institutsdirektor wiederholten das vernichtende Wort und der Polizeiwachtmeister, der mit einem riesigen Knotenstocke bewaffnet, dicht an der Tür saß, schrie mit:

„Hasenmeier.“

Felix Herder schaute rasch und total verblüfft im Kreise ringsum: „Hier bist du ja erst recht in der Tinte, lauter Narren — das ist zum Davonlaufen,“ und er erhob sich geschwind, um der tollen Sippe den Rücken zu kehren.

Da sprangen sie aber alle auf, aus jeder Kehle donnerte oder krächte ihm ein „Halt, nicht von der Stelle!“ entgegen und der Mann mit dem Riesenschmurrbarte und dem Knotenstock schoß auf ihn zu, wie der Geier auf die Taube und brüllte:

„Im Namen des Gesezes — Sie sind verhaftet — Folgen Sie mir gutwillig, sonst sezt's Handschellen — Sie — Sie —“

„Hasenmaier — Hasenmeier,“ ergänzte der Doktor, der Kalkulator, der Institutsdirektor, und „Hasenmeier“, klang es auch von der Küche her aus einem halben Duzend von Mäulern, die Johann dem Hausknecht und dem wie dieser unverschämt neugierig und schadenstroh zuschauenden Küchenpersonal angehörten.

Felix Herder kehrte angesichts der drohenden Haltung aller Anwesenden die ruhige Ueberlegung sofort wieder zurück. Er richtete sich straff vor dem schnauzbärtigen Menschen auf und fragte mit kalter Ruhe und Entschiedenheit:

„Wer sind Sie, Herr?“

„Ich bin der Polizeiwachtmeister Schnürpel und habe sie im Namen des Gesezes verhaftet — —“

„Weshalb?“ herrschte Felix den über die unerhörte Reckheit des vermeintlich entlarvten Verbrechers jetzt fast sprachlosen Mann des Gesezes an, der sich ängstlich nach dem geistigen Beistand des intellektuellen Urheber der ganzen Verhaftungsaffäre, dem Doktor, umsah.

„Weshalb? Er fragt noch weshalb,“ krächte dieser, der es absolut nicht erwarten konnte, den vermeintlichen Hasenmeier hinter Schloß und Riegel zu sehen und so der 1000 Taler möglichst sicher zu sein, „das wird ihm schon das Gericht — die Po — Polizei, die hohe Polizei sagen.“

„Ganz richtig,“ eiferte nun auch der Wachtmeister. „Der Herr Polizeichef wird Ihnen sagen im Verhör und nun Paschol nach dem Stadtgefängnis.“

„Gut also,“ sagte Felix Herder kurz entschlossen. „Ich werde mit dem Polizeichef verhandeln. Kommen Sie, Herr.“

Der Wachtmeister wollte ihn am Arme festhalten, aber Felix wehrte ihn mit imponirender Ruhe ab.

„Ganz unnötig — ich entlaufe ihnen nicht. Gehen Sie nur neben mir her.“

Dem Wachtmeister war ein solcher Verbrecher noch nie vorgekommen. Er tat wie dieser wollte und faßte nur seinen Knotenstock in der Mitte, um den Verhafteten bei etwaigem Fluchtversuche sofort niederschlagen zu können. Zu allem Ueberfluß ging zu Herders anderer Seite der Doktor mit, der sich mit der Hoffnung auf die 1000 Taler Belohnung zu den größten Heldentaten mutig und fähig fühlte, und hinterdrein trollte Johann der Hausknecht, von dem Doktor zu dem Zwecke, bei dem Transport des Gefangenen mitzuwirken, eigens engagirt.

Sie kamen indessen vorerst nur bis ans Haustor, dort stellte sich ihnen ein höchst überraschendes Hindernis in den Weg. Eine Menschenmenge von mehr als hundert Personen kam eben herbeigeläufen und an ihrer Spitze sah Felix Herder mehrere aus der Himmelsleiter ihm bekannte Gesichter.

Der Kantor war einer der vordersten, er hatte sich offenbar ganz atemlos gelaufen. Als er Felix Herders ansichtig wurde, schrie er: „Da — da ist er.“ Dabei riß er sein Sammkäppchen vom kahlen Schädel, schwenkte es in die Luft und brüllte mit weitgeschallender Stentorstimme:

„Seine Excellenz sollen leben — hoch, hoch und zum drittenmale hoch!“

Und die versammelte Menge schrie es mit und tobte wie toll: „Hoch, hoch, hoch!“

Der Kantor winkte jedoch gleich wieder nach Leibeskräften zur Ruhe und begann mit seiner gewaltigen Stimme das Lied zu singen, welches ihm in der Eile und in der Aufregung, welche ihn ergriffen hatte, noch am passendsten erschien. Die zahlreich versammelte Schuljugend fiel sogleich ein und bald

hallte es in gewaltigem Chor über den mondbelegänzten Marktplatz, daß sich alle Fenster öffneten und hundert neugierige Gesichter zum Vorschein kamen:

Gott sei Dank durch alle Welt,
Der sein Wort beständig hält,
Und der Sünder Trost und Rat
Zu uns hergesendet hat.

Was der alten Väter Schaar,
Höchster Wunsch und Sehnen war,
Und was sie geprophezeit
Ist erfüllt nach Herrlichkeit.

Sei willkommen, o mein Heil,
Dir Hosanna, o mein Teil.
Nichte du auch eine Bahn
Dir in meinem Herzen an.

Und so ging es noch eine ganze Reihe von Strophen weiter, unaufhaltbar, unabwendbar, und die Menschenmenge vor dem Tore des blauen Engels war längst völlig undurchdringlich geworden, als der Kantor endlich des Segen genug sein ließ.

Aber er tat es nur, um sogleich auf Felix Herder zuzutreten — neben dem schier zur Bildsäule erstarrt der Polizeiwachtmeister stand, während der Doktor in höchster Verzweiflung von einem Bein auf das andre hopfte, sich seine wenigen Härchen zerkaufte und unaufhörlich schrie und spektakelte. Still, still — was soll denn dieser Unsinn — du lieber Gott, du lieber Gott, die Menschen sind verrückt, ich hab' es ja immer gesagt, der Kantor ist der größte Narr auf Gottes Erdboden — nun will er mich um meine tausend Taler bringen, du lieber Gott, du lieber Gott. Der Kantor kümmerte sich aber nicht einen Augenblick um den Doktor, der von Alters her sein Todfeind war, sondern begann nunmehr eine Rede.

„Hochverehrter, allergnädigster Herr Minister, hoher Gönner und Herr. Nachdem Eure Excellenz die hohe Gnade gehabt — —“

Felix Herder wehrte dem Kantor, indem er, jetzt wieder im Besitze seines vollen Humors, ihm die Hand auf die Schulter legte und mit lauter Stimme und energischer Betonung zu reden anfing:

„Mein lieber Herr — ich bitte, hören Sie auf und lassen Sie mich und diese Herren passiren. Hier walteten offenbar Mißverständnisse, die sich binnen kurzem auflären werden. Sofern Sie und die Leute in ihrem Gefolge mir freundlich gesinnt sind, danke ich Ihnen. Und nun, mein Herr Wachtmeister, kommen Sie.“

Felix Herder hatte sich absichtlich auf eingehende Erklärungen nicht eingelassen. Was sollte er einen für ihn günstigen Irrtum zerstören, da es ihm doch nicht gelingen konnte, den andren für ihn ungünstigen so leicht zu beseitigen.

Der Kantor schien durch Felix Herders freundliche Worte ganz begeistert. Er schrie einmal über das andre:

„Zu Befehl, Excellenz, zu Befehl,“ und machte selbst Platz in der Menge, indem er ein Spalier zu bilden suchte, durch das nun Felix Herder, zu seiner Rechten der Doktor und zur Linken der Polizeiwachtmeister, hinterdrein aber der Johann aus dem „Blauen Engel“, der sein dümmstes Gesicht aufgesteckt hatte, hindurchschritt. Der Kantor gönnte zwar seinem Feinde, dem Doktor, die hohe Ehre nicht an der Seite des Ministers zu gehen, aber er konnte doch leider nichts dagegen tun, dafür suchte er seinen Gefühlen in einer für den hohen Herrn möglichst angenehmen Weise Ausdruck zu geben, indem er unaufhörlich hoch schreien ließ, bis Felix Herder und seine sonderbar zusammengesetzte Begleitung in der Thür des Rathhauses verschwand.

Nach dem die Thür fest verschlossen worden, gab es zunächst eine in leisem Zwiegespräche sich abwickelnde Auseinandersetzung zwischen dem Wachtmeister und dem Doktor. Ersterer war ganz konfus und auch etwas zweifelhaft geworden, ob er in Felix Herder wirklich einen Verbrecher vor sich habe. Letzterer aber zeigte sich seiner Sache nun erst recht sicher. Der Kantor und die ganze Sippe aus der Himmelsleiter hatten irgendwie Wind von dem Fang bekommen, der ihm, dem Doktor, und dem

Tabakskollegium gelungen, und in ihrem Neide und Haß, — daß ein solcher zwischen den zwei verschiedne Klassen der angermühler Gesellschaft repräsentirenden Sippen seit lange bestand, war nicht zu leugnen, — beschloßen, ihn zu vereiteln.

Außerdem wußte der schlaue Doktor dem Wachtmeister mit der Aussicht auf einen beträchtlichen Anteil an der Belohnung den Mund gründlich wässrig zu machen — kurz, es blieb dabei — Felix Herder mußte als Hasenmeier, der Verbrecher, im Stadtgefängnis übernachten. Sein Verlangen sofort verhört zu werden, sprach den guten angermühler Polizeigeopflogenheiten allzusehr Hohn, um Aussicht auf Gehör zu finden. Morgen frühzeitig sei der Polizeichef da, der werde ihn schon, wenn es Zeit sei, ins Verhör nehmen. Schließlich gab sich Felix Herder lachend über seine seltsamen Abenteuer zufrieden, zumal das Gefängnis garnicht so übel war. In die für Vagabunden und ordinäre Spitzbuben vorhandene Zelle im Keller geschloß des Rathhauses hatte ihn der Wachtmeister, der gleichzeitig Gefängniswärter war, doch nicht zu sperren gewagt. Er hatte ihm dafür ein im zweiten Stock nach dem Hof hinaus gelegenes Zimmer eingeräumt, das früher zur Aufbewahrung von Akten gedient, soeben aber für den unverheirateten Ratschreiber zur Amtswohnung eingerichtet worden war. Ein Bett mit einer Matratze stand darin, ein Tisch und ein paar Stühle, und was Felix sonst noch haben wollte, das schleppte dienstfrühtig die Frau des Wachtmeisters herbei, welche sofort entdeckt hat, daß an diesem Gefangenen sicherlich ein gut Stück Geld zu verdienen war —

Felix Herder schlief ziemlich gut und träumte weder von dem Doktor, der ihn für einen Verbrecher, noch von dem Kantor, der ihn für einen Minister hielt, sondern von seiner Helene. Er war besten Humors, als er des andren Morgens nicht gar früh erwachte.

In Angermühl hatten dagegen sehr wenig Menschen gut geschlafen. Es hatte noch spät bis in die Nacht hinein lebhaft Auseinanderzetzungen und sogar Kämpfe gegeben. Der Hausknecht Johann hatte unten am Rathhaustor, das ihm der Wachtmeister vor der Nase zuschlug, erklärt, der da drin sei gar kein großer Herr, sondern ein großer Spitzbube, den der schlaue Doktor erwischt habe. Anfänglich brachte diese Erklärung den Kantor in heftige Verlegenheit, als er aber herausgekriegt, daß das der flüchtige Kassirer von Oppenheims Eidam Levysohn mit Namen Hasenmeier sein sollte, da war er wieder obenauf, denn den Hasenmeier hatte er persönlich kennen gelernt, als er bei Oppenheims Eidam Levysohn für ein Mündel Geld kassirt hatte. Der Doktor befand sich also in einem erschrecklich blamablen Irrtum, und nun mußte er, der Kantor, doch offenbar recht haben.

Daß einmal der Kultusminister nach Angermühl kommen werde, war des Kantors fixe Idee seit mehr als zehn Jahren. Der Kantor bildete sich ein, eine Moderschule geschaffen zu haben, die eigentlich dem ganzen Lande zum Vorbild dienen sollte, und hatte in Duzenden von Eingaben und untertänigsten Vorstellungen das — allerdings bescheiden, aber doch deutlich genug — dem Ministerium auseinander zu setzen versucht. Hin und wieder hatte einer der verschiedenen Kultusminister des letzten Jahrzehnts huldvoll antworten lassen, daß er die Bemühungen des Kantors gern lobend anerkenne, im übrigen aber ruhten des Kantors kostbare Manuskripte unbeachtet bei den Akten. Das hielt der Kantor jedoch für gänzlich unmöglich, und als der neueste Kultusminister sein Amt angetreten hatte und ihm ganz erschrecklich liberale Neigungen zugeschrieben wurden, als sogar bekannt wurde, daß der Minister plötzlich und unangemeldet in mehreren, selbst weit von der Hauptstadt abgelegenen Gegenden aufgetaucht sei, um Schulen und Kirchen, Geistliche und Lehrer persönlich kennen zu lernen, da war es bei dem Kantor zur felsenfesten Ueberzeugung geworden, daß die allernächste Zeit den hohen Beamten in Angermühl sehen und für ihn selbst damit eine neue Epoche, die der allgemeinen Anerkennung und der Beförderung zu hohen Ehren, anbrechen werde. Nun war Felix Herder in einer Extrapost gekommen, weil von der

kleinen Bahnstation, die mit Angermühl Postverbindung hatte, zu der Zeit, da er dort angekommen, kein Postwagen nach Angermühl hinüberging und daselbst auch kein andrer Fuhrwerksbesitzer als der Posthalter vorhanden war. Dann war er noch ziemlich jung, wie es der Minister auch war, sah recht gelehrt und für des Kantors Begriffe vornehm aus, trug einen schwarzen Schnurrbart und einen goldnen Rasenklemmer, wie der Minister dem Gerüchte nach auch, und trank bei König und Petit, wo der Minister häufig verkehren und dem vorzüglichen Champagner gern zusprechen sollte, weder Rotwein noch Rheinwein, so hatte er ja selbst der Wirtin in der Himmelsleiter gesagt, — also Champagner und war eben der Minister.

Diese Ueberzeugung sprach denn der Kantor auch an dem Abend noch tausendmal mit größter Sicherheit aus, während der Doktor ebenso oft Stein und Bein schwor, den echten Hasenmeier erwischt zu haben. Darob kam es zu heftiger Erbitterung zwischen den Anhängern des einen und des andern, die Angermühler spalteten sich in zwei einander heftig befehdende Parteien und endlich gab es auf dem Markte noch eine tüchtige Prügelei, bei der der Hausknecht vom blauen Engel die meisten Hiebe erhielt, weil er sich auf Anstachelung des Doktors, der sich gleich dem Kantor gedrückt hatte, als es zum Prügeeln kam, als der wütendste aller Hasenmeirianer geberdete.

Der Bürgermeister Heideck wohnte weit draußen im Grünen in einer netten Villa und hörte erst morgens, als er wie immer Punkt 8 Uhr auf dem Rathause war, von all' dem Vorgefallenen. Er ließ sich sofort den Gefangenen vorführen, der keine Ahnung hatte, daß Polizeichef und Bürgermeister hier eine Person seien.

„Sie sind verhaftet worden, weil Sie in dem dringendsten Verdachte stehen, der flüchtige Kassirer Hasenmeier zu sein?“ fragte der alte Herr ruhig, als Felix Herder erschien.

„Ich bitte meine Briefftasche durchzusuchen,“ antwortete Felix. „Vielleicht genügt der Inhalt, um mich von dem Verdacht zu entbinden.“

Die Briefftasche hatte ihn der Wachtmeister abgenommen. Sie enthielt das Schreiben, welches ihm seine Anstellung bei der zentralamerikanischen Expedition gebracht hatte, außerdem auch sein Doktordiplom, Visitenkarten u. m. a., was zu seiner Legitimation nur verlangt werden konnte.

Der alte Herr öffnete die Briefftasche und begann von den Schriftstücken Einsicht zu nehmen. Er wurde immer aufmerksamer und bedenkllicher; plötzlich war es, als ob er zusammenschräke, wendete rasch ein Blatt um und stieß einen lauten Ruf heftiger Ueberraschung aus.

„Von wem ist dieses Schreiben, mein Herr?“ fragte der Alte, feuerroth im Gesicht und trotz der mäßigen Temperatur im Zimmer mit Schweißtropfen auf der Stirn.

Auch Felix schrak heftig zusammen und schlug sich vor die Stirn. Der Brief war überschrieben: „Mein guter heißgeliebter Felix“ und trug die Unterschrift Helene und das Datum Angermühl den 10. November.

„Ich frage Sie noch einmal, vom wem dieses Schreiben ist, Herr,“ — der alte Mann zitterte am ganzen Leibe und brachte die Worte nur mühsam über die Lippen.

Felix Herder nahm sich mit aller Kraft zusammen und antwortete gefaßt:

„Dieses Schreiben ist von meiner Braut Helene Heideck.“ Der alte Herr taumelte, er würde zu Boden gesunken sein, wenn Felix nicht hinzugesprungen wäre und ihn gefaßt hätte: „Seine Braut — meine Tochter,“ stammelte der alte Herr. Und die hellen Tränen liefen ihm über die Wangen: „Mein einziges Kind, und ich weiß garnichts, nicht eine Silbe.“

Felix Herder war selber so bewegt, wie er kaum jemals gewesen. Stürmisch warf er sich dem alten Manne zu Füßen und flehte um Verzeihung und um seinen Segen, er wolle ja erklären, wie es so seltsam, so ganz außerordentlich seltsam gekommen sei.

Der Alte kam allgemach wieder zu einiger Ueberlegung.

„Kommen Sie, Herr,“ sagte er, „meine Tochter soll mir sagen, wer Sie sind.“

Helene Heideck sagte es unter Tränen und Jubel zugleich. Der Vater blieb zwar noch lange sehr erschüttert, aber als am Abend desselben Tages unter dem Weihnachtsbaum die geliebte Tochter an der Seite des glückstrahlenden schmuckten

Bräutigams stand gleichfalls so selig, wie er sie noch nicht gesehen, da legte er doch segnend und zufrieden seine Hände auf der beiden Häupter.

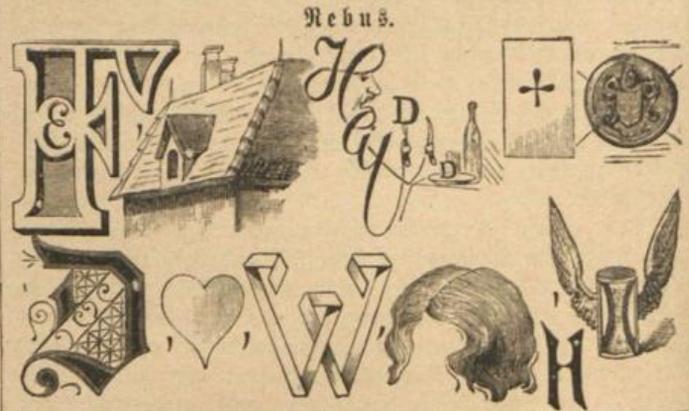
„So bin ich denn durch Nacht zum Licht, durch allerlei Unglück zum größten Glück gekommen,“ jubelte unter dem Weihnachtsbaum froh wie ein Kind Felix Herder — der Pechvogel.

Teppichstuhl. (Illustration S. 185.) Die alte griechische Mythologie erzählt, daß einst eine lydische Jungfrau, die Tochter eines Purpurfärbers, die kunstgeübte Weberin Arachne, sich vermaß, die Göttin Athene selbst, die Urheberin aller weiblichen Kunstfertigkeit, zu einem Wettkampf herauszufordern. Die Göttin nahm den Wettkampf an und webte Szenen aus dem glorreichen Dasein der seligen Götter. Arachne dagegen stellte die minder glorreichen Begebenheiten, insbesondere die Liebesgeschichten der Götter dar. Aber so kunstgerecht auch das Gewebe der Arachne war, mit dem der Göttin konnte es sich doch nicht messen und zur Strafe für ihre Ueberhebung wurde Arachne von Athene in eine Spinne verwandelt. Ob nicht die Sterbliche über die Göttin den Sieg davon getragen hätte, wenn ihr eine Webmaschine, wie unser Bild eine darstellt, zu Gebote gestanden hätte? Diese Zauberinnen leisten fast Unglaubliches und mit Staunen sehen wir voriges Jahr in der Württembergischen Landesgewerbeausstellung derartige Maschinen, welche in kürzester Frist die einfachen Fäden in ein fertiges, vollendetes Gewebe verwandelten. Es war eine Maschine darunter, ein Rundstuhl, welcher in einer Minute eine viertelmillion Maschen webte und täglich gegen 125 Quadratmeter Stoff fabrizierte.

Die Weberei ist eine der ältesten Erfindungen. Die Ägypter schrieben sie der Isis, die Griechen, und bereits bemerkt, der Athene zu. In Griechenland und Rom und ebenso bei den Germanen webten die Frauen und Sklaven. Erst im Mittelalter wurde die Weberei auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht und zum zünftigen Gewerbe ausgebildet. Die einfachste Form des Webstuhls ist ein Rahmen, in welchem die Kettenfäden parallel ausgepannt werden, während man den Eintrag mit der Hand hineinsieht. Eine wesentliche Umgestaltung aber erfuhr die Weberei durch die Einführung der mechanischen Webstühle. Die Maschinenweberei, d. h. die Betreibung von Webstühlen durch Elementarkraft, ist im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in England erfunden und auf glatte Baumwollstoffe (Drucktüche) angewendet worden. Seitdem webt man auch gemusterte Stoffe auf Maschinenstühlen. Unser Bild, dem praktischen und vortrefflich ausgestatteten kleinen Konversationslexikon von Brockhaus entnommen, dessen Anschaffung wir unseren Lesern warm empfehlen, zeigt einen großen Kraftstuhl zur Herstellung gemusterter Teppiche.

Kann man den Webstuhl von einem Punkt aus in Gang setzen und die Bewegung durch Mechanismen den verschiedenen Vorrichtungen des Stuhls mitteilen, daß ohne besondere Einwirkung auf jede einzelne die richtige Aufeinanderfolge und das Zusammenwirken ihrer Bewegungen stattfindet, so erhält man den mechanischen Webstuhl, Maschinenstuhl, Kraftstuhl (power loom) oder die Webmaschine, woran übrigens alle wesentlichen Bestandteile des Handstuhls vorkommen. Die mechanischen Webstühle werden durch Dampf, selten durch Wasser- oder Menschenkraft in Bewegung gesetzt; auch komprimierte Luft hat man schon als Bewegungsmittel benutzt (atmosphärische oder pneumatische Webstühle). Das schwere eiserne Gestell besteht aus zwei durchbrochenen Seitenwänden, die unten durch Querriegel und oben durch ein gedrückt bogenförmiges Quersstück miteinander verbunden sind. Die Kette (der Zettel), welche gewöhnlich mindestens 180 Meter lang ist, ist auf den Kettenbaum aufgerollt, wird durch schwere Gewichte gespannt und durch einen Regulator mit gleichmäßiger Geschwindigkeit dem Baum entnommen und gegen die Schäfte vorgeführt. Vom Kettenbaum geht die Kette gerade aufwärts über einen runden Streichbaum und dann fast horizontal nach dem nur ein wenig niedriger liegenden Brustbaum. Ueber letzteren läuft das Zeug schräg abwärts, um auf den Zeugbaum zu gelangen, der es langsam aufrollt. Der Zeugbaum liegt vorn im Gestell und dem Kettenbaum gerade gegenüber. Die Schäfte haben dieselbe Einrichtung wie bei Handstühlen und den gewöhnlichen Platz, jeder ist unten mit einem eisernen Tritt verbunden, der seinen Drehungs-

punkt hinten im untersten Teil des Stuhls hat. Die Lade ist stehend angebracht und hat ihre Drehungspunkte unten, ihre Arme sind über der Kette durch ein Querholz miteinander verbunden, unter der Kette aber liegt der Klotz mit der Schützenbahn für die Schnellschützen (das Weberschiff beim Handstuhl) und zwischen dem Klotz und dem Querholz ist das Rietbrett eingelegt. Zum Breithalten des Gewebes dient der Tempel, der auf verschiedene Weise konstruiert ist. Der Zangen Tempel z. B. besteht aus zwei zangenartigen Vorrichtungen, welche die Stahlleisten einflennen, sich aber zum Fortrücken des Stoffs von selbst öffnen. Oben im Gestell, jedoch unter der Kette, etwa in der Mitte zwischen den Schäften und dem Streichbaum der Kette, mit beiden parallel, liegt eine eiserne Welle (obere Welle), an welcher außerhalb der einen Seitenwand ein Schwungrad und die Triebwelle sich befindet. Letztere nimmt den Treibriemen auf, welcher die Kraft von der Dampfmaschine überträgt. Innerhalb der Seitenwände ist die obere Welle nahe an ihren beiden Enden mit zwei Krümmungspunkten versehen, welche mittels gerader Lenkungen die Lade vor- und rückwärts bewegen, die Lade ihrerseits bringt die langsame Umdrehung des Zeugbaums hervor. Das der Triebwelle entgegengesetzte Ende der oberen Welle trägt ein Zahnrad, welches in ein gerade darunter befindliches zweimal so großes Rad eingreift. Die Welle dieses letzteren (die untere Welle) macht also genau eine Umdrehung während zwei voller Umdrehungen der oberen Welle, d. h. in einer Zeit, binnen welcher die Lade zweimal schlägt. Auf der unteren Welle sitzen exzentrische Scheiben, welche so angeordnet sind, daß sie die zwei Tritte mit ihren Schäften abwechselnd niederziehen. Das Heben des einen Schafes, wenn der andere sich senkt, ist eine Folge der Aufhängung der Schäfte. Beim Weben geköppter Zeuche mit vier Schäften sind vier Exzentricks vorhanden, und die untere Welle trägt endlich noch an zwei Armen Fraktionsrollen, durch welche die Schätze in Tätigkeit gesetzt wird. Bricht der Schützenfaden ab oder vollendet die Schätze nicht ihren vollen Gang, sondern bleibt in der Kette stecken, so wird sofort durch einen eigenen Mechanismus, den dann die Lade in Bewegung setzt, der Treibriemen von der Festrolle gehoben und der Stuhl bleibt augenblicklich stehen. Zur Herstellung gemusterter Stoffe, d. h. solcher, welche eine Zeichnung (Dessin) in Folge eigentümlicher Verwicklungen von Eintrag und Kettenfäden mit oder ohne Farbenverschiedenheit darbieten, sind entsprechende Vorrichtungen angebracht.



Auflösung des Rebus in Nr. 6:

Wer wohl will, tut allzeit recht.

Inhalt: Am Nordpol. Nach dem Englischen von P. Oliverio. (Schluß). — Weihnachten. (Mit Illustration). — Hädels Vortrag über „Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck.“ Gehalten auf dem 55. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Eisenach am 18. September 1882. — Das Jubiläum des Streichzündholzes. Von Realschullehrer D. Lehmann. — Londoner Bilder. Von Heinrich Nonne. — Glückliche Weihnacht. (Mit Illustrationen). — Serena. Eine venetianische Novelle von Max Vogler. (Fortsetzung). — Durch Nacht zum Licht. Eine Weihnachtshumoreske von Hans Eardt. — Rebus. — Mannichfaltiges. — Herzlicher Ratgeber. — Redaktions-Korrespondenz. — Literarische Umschau.

Mit dieser Nummer schließt das I. Quartal des 8. Jahrganges der „Neuen Welt“. Die geehrten Post-Abonnenten werden ersucht, die Bestellungen auf das II. Quartal ungefümt aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung des Blattes eintritt.

Die Expedition der „Neuen Welt“.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. G. W. Diez in Stuttgart.